



Die Zukunft.

Berlin, den 19. März 1904.

Waldersee.

Generalfeldmarschall Graf von Waldersee, der allverehrte, rühmlichst bekannte Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen in Ostasien aus den Jahren 1900 und 1901, hat seinen Lebenslauf vollendet. Mit tiefer Bewegung werden diese Trauerkunde Oesterreicher und Italiener, Russen und Engländer, Japaner und Amerikaner, Franzosen und ganz besonders alle diejenigen Deutschen vernehmen, die in jener denkwürdigen Zeit begeistert seiner Führung folgten. Noch bis vor wenigen Tagen im Vollbesitz beneidenswerther körperlicher und geistiger Frische, starb er schmerzlos nach kurzem Krankenlager am fünften März zu Hannover im fast vollendeten zwei- und siebenzigsten Lebensjahr. Der Stolz und die Hoffnung der Armee, gleich bewährt im Krieg wie im Frieden, in Rath und That, ein ganzer Mann und überzeugter Christ im Leben wie im Sterben, hat er ein glückliches, an Erfolgen überreiches Leben geführt und nun — in Erfüllung seines Wunsches, in den Sielen zu sterben — auch ein schnelles, harmonisches Ende gehabt. In uns aber wird er fortleben als das Vorbild eines Königtreuen, echten Soldaten, eines großen Heerführers, eines edlen Vorgesetzten und eines treuen, allezeit menschlich fühlenden Kameraden". Diesen Nekrolog schrieb, „im Namen der Offiziere und Beamten des ehemaligen Armeeoberkommandos in Ostasien“, der Generalmajor Freiherr von Gahl, der in Petschili Waldersees Stabschef war. Ein persönlich verpflichteter Mann; dankbares Erinnern an empfangene Gunst färbt dem Blick leicht die Wirklichkeit. Fast jedes Wort des Nachrufes wird von unbestreitbaren Thatfachen widerlegt. Alfred Graf von

Waldersee war nicht „allverehrt“, war als Oberbefehlshaber der gegen China vereinten Kontingente nicht „rühmlichst bekannt“, sondern das Ziel unzähliger Wiße. Er durfte die Truppen nicht ins Treffen führen, also konnten sie ihm auch nicht begeistert folgen. Seit der Heimkehr kränkelte er, den schon Jahrzehnte lang ein Venenleiden plagte, und hätte die Strapazen eines Feldzuges nicht mehr ertragen. Stolz mochte auf ihn in der Armee Mancher sein; für Keinen aber war er noch eine Hoffnung. Niemals fand er Gelegenheit, sich im Krieg zu „bewähren“. Sein Leben war an Erfolgen, die er ernsthaft erstrebte, nicht überreich, sondern bettelarm. Kein wichtiger Lebenswunsch ward ihm erfüllt; auch der nicht, sich der Nation als „großen Heerführer“ zu zeigen. Er war kein Glücklicher, sondern ein Enttäuschter, Verärgelter, der sich selbst in seinen heißten Stunden mit dem Schein der Macht begnügen mußte. Und er ist nicht in den Selen gestorben, sondern auf einem Ruheposten, dessen Höhe meist nur Prinzen erklettern. Dennoch hatten fast alle Grabsprüche, die ihm nachgesandt wurden, die selbe Tonfarbe wie der, den Herr von Caplinszeriren ließ. Sogar in Demokratenblättern konnte man lesen, dem Grafen Waldersee sei „in der Geschichte des deutschen Heeres für alle Zeiten ein Ehrenplatz gesichert.“ Und der Kaiser schrieb, die Armee habe „mit unbedingtem Vertrauen zu ihm als zu dem berufenen Führer in ernst kriegerischer Zeit aufgeblickt“. Merkwürdig. Als Waldersee, nach nicht einmal dreijähriger Thätigkeit, die Leitung des Großen Generalstabes abgeben mußte und zum kommandirenden General des neunten Corps ernannt wurde, schrieb der Kaiser, er habe ihn für den Kriegsfall zum Führer einer Armee ausersehen; einer Armee, nicht des gesamten deutschen Heeres. Der damals Achtundfünfzigjährige empfand die Versetzung als *capitis diminutio*; er wollte nicht in Altona still an der Kette des hohenzollernschen Hausordens liegen, erbat seinen Abschied und konnte, als der Befehl des Kriegsherrn ihn zwang, im Dienst zu bleiben, den Groll so wenig verbergen, daß er von den Generalstabs-offizieren mit den Worten schied: „Seine Majestät hat mich an eine andere Stelle gesetzt; es ziemt dem Soldaten nicht, nach den Gründen zu forschen.“ Warum, darf man heute fragen, mußte der „berufene Führer, auf den die Armee mit unbedingtem Vertrauen blickte“, von der Spitze der Ehrenleiter heruntersteigen? Warum blieb er nicht noch zehn Jahre, nicht bis an seines Lebens Ende Generalstabschef? Für diesen Posten sollte der beste Mann doch gerade gut genug sein. Wir müssen annehmen, daß Waldersees Strategentalent 1891 nicht ganz so hoch geschätzt wurde wie 1904. Goethe hat den Tod einen sehr mittelmäßigen Portraitmaler genannt; er liebte die Ausstellung gepufter Leichen,

die „Paraden im Tode“ nicht und würde lächeln, wenn er sähe, daß die geheiligten Leichenbretter bei seinen Vandsleuten wieder in die Mode gekommen sind. So lange, in heidnischer Zeit, der Leichnam in Lächer oder in Totenkähne aus Baumrinde geborgen und ohne festes Gehäuf in den Schoß der fruchtbaren, die eigene Frucht gefräßig verzehrenden Mutter Erde zur letzten Ruhe gebettet wurde, schützte das Rechrrett den kalten Leib vor den fallenden, beschmutzenden Schollen. Und als der Christenglaube mit anderen orientalischen Sitten auch den Brauch aus dem Osten brachte, dem leblosen Körper nach dem Muster der alten Sarkophage ein hölzernes Haus zu zimmern, bequemten die an eine Zeitwende gestellten Germanenstämme sich, wie auf manchem Gebiet, in ein Kompromiß: das Rechrrett, auf dem der Tote zuerst gelegen hatte, blieb auch ferner geheiligt, wurde nun aber, da es nicht mehr als Schutzwehr gegen die Schollen zu dienen hatte, mit Malereien und Inschriften verziert und auf belebten Wegen zur Schau gestellt, damit es den Wanderer an die Toten gemahne und die Gottheit den entflatterten Seelen günstig stimme. In manchem Gau hat sich die Sitte erhalten; im deutschen Süden und in einzelnen Kantonen der Schweiz sieht man noch jetzt Marterln, Loden und Trudenbretter. Ihre Bestimmung ist nicht mehr, dem Seelenheil der Entschwundenen die Gnade der Götter zu gewinnen, denen der Christenfinn sich verschließt, sondern, die Thaten theurer Toten späten Geschlechtern zu künden. Da gehts denn oft wie in den Leichenreden der Imperatorenzeit, die weiland Herr Cicero den Ruf entriß: *Multa eis scripta sunt, quae facta non sunt*. Und seit, im Wechsel der Mode, die Presse, mit anderen Pflichten der alten Klerisei, auch das Amt des Leichenredners auf sich genommen hat, ist von der spröden Würde ernst gemeinter und ernst empfundener Trauer kaum noch Etwas zu spüren. Wie einst hölzerne Bretter den Leib, soll Holzpapier nun das geistige Bild des Toten vor beschmutzenden Schollen schützen. Doch die Erde sichert nach und zerlöhert den Holzschliff, den Cellulose-ruhm. Ist es erst so weit, dann wird nicht mehr nach dem Nekrolog, nur nach der Leistung noch gefragt. Waldersee ein großer Feldherr? Mag sein; nur ward ihm nicht beschieden, sein Genie zu erweisen. Und es ist beinahe komisch, immer von einem Mann, der nie einen Kleiderstoff zugeschnitten hat, sagen zu hören, er mache unter allen Lebenden bekanntlich den besten Frack.

Alfred Waldersee hat emsig für seinen Ruhm gesorgt; zu emsig. Daß er den Ehebund mit der Witwe eines Prinzen von Holstein, eines Augustenburger's, schloß, war klug. Er mehrte damit seine Hausmacht, wurde finanziell unabhängig und erlebte das Glück, eine Kaiserin als Richterin seiner Frau

begrüßen zu dürfen. Der zweite Erfolg seiner Lebensstatistik war, daß der alternde Marschall Moltke, der selten Einen dicht an sich kommen ließ, ihn gern sah und zum Generalquartiermeister, zum Thronfolger wählte. Waldersee's Verhängniß war aber und blieb: daß er nicht warten konnte und immer wieder versuchte, seine knospenden Wünsche am Lampenlicht zu wärmen, um sie schneller zu reifer Erfüllung zu bringen. Er hat manche steile Höhe erklimmen, sich oben aber nicht zu halten vermocht. Man sollte von ihm reden, auf ihn nur blicken; und er selbst achtete nicht des jakobischen Rathes, die Zunge zu zäumen. Leicht zu verstehen war, daß dem fähigen Soldaten die schlaffe Friedenszeit lang wurde, daß der im Feld unerprobte Nachfolger Moltke's sich nach einem Krieg sehnte, in dem er beweisen könne, daß die große Erbschaft keinem Unwürdigen zugefallen sei. Doch der Schlaue mußte sich das richtige Augenmaß bewahren und durfte nicht wähnen, ein forscher Lanzenritt werde, wider Bismarck's Willen, die Kriegschance erzwingen. Der Ehrgeiz blendete ihn. Die alte Zeit ging still zu Ende. Jeder neue Morgen konnte die Kunde vom Tode des Kaisers bringen; der Kronprinz war unheilbar krank; nach Menschenermessen mußte Prinz Wilhelm, der Gatte einer Augustenburgerin, bald den Thron bestiegen. Der Kampf um die Gunst des neuen Kaisers begann, ehe der Hand des alten noch das Szepter entsank. Schade, daß aus der Geheimgeschichte dieser unruhvollen Tage noch nicht Alles dem öffentlichen Urtheil unterbreitet werden kann. Die wichtigste Aufgabe schien, den künftigen Kaiser von dem ersten Kanzler zu trennen; und im frühesten Stadium dieses Feldzuges hat Graf Waldersee sich als guten Strategen bewährt. Prinz Wilhelm galt als eifriger Soldat, als ein junger Herr, der nicht lange zögern würde, sich nach dem Siegerkranze zu greifen, mit dem die Volkshymne den Herrscher geschmückt sehen will; daneben als strenggläubig strammer Lutheraner und Verehrer des Hofpredigers Stoecker, dessen sittliche und geistige Größe er sogar vor Töchtern Abrahams enthusiastisch pries. Waldersee wollte auf beiden Feuern kochen. Schon als Generalquartiermeister war er, war die frömmere Gattin eine Stütze der Berliner Stadtmission Stoecker's, für die, in Gegenwart des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm, in seinem Haus Propaganda gemacht wurde. Als er dann Generalstabschef war, am ersten Ziel seiner Wünsche, ließ er sich hinter dem Rücken des Kanzlers aus Paris und Petersburg diplomatische Berichte schicken; wie Bismarck oft behauptet hat: um die ruhige Politik des Fürsten beim Kaiser zu diskreditiren. Das Spiel war gefährlich, doch der Preis so hoch, daß man es wagen mußte. Der „Scheiterhaufenbrief“, den Herr Stoecker an den Freiherrn Wilhelm von Hammerstein, den

Autokraten der Kreuzzeitung, schrieb, hat uns erkennen gelehrt, wie fein damals gearbeitet wurde. Der Hofprediger fühlte, daß Wilhelm der Zweite noch an dem Kanzler hing und offener Kampf mit einer Niederlage der Angreifer enden müsse; deshalb schrieb er: „Meint der Kaiser, daß man zwischen ihm und Bismarck Zwietracht säen will, so stoßt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: ‚Sechs Monate will ich den Alten (Bismarck) verschmausen lassen; dann regiere ich selbst.‘ Bismarck selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns Etwas zu vergeben, doch vorsichtig sein.“ Wir: Das war die Triasformation Waldersee-Stoedter-Hammerstein. Der politisch allein Ueberlebende mag heute seufzen: Wir waren nicht vorsichtig genug. Wenn nach dem Rezept aus der Pastoralmedizin vorgefahren worden wäre, hätte der Dreibund länger dauernde Wirkung erzielt. Waldersee konnte die Ruhmsucht, Hammerstein die Parteilichkeit nicht zähmen. Die ganze Meute ward losgekoppelt und umbellte den lästigen Riesen. Bismarck ist ein schwächlicher Ritschlianer, ein lauer Vaodicäer und äugelt mit den liberalen Feinden des rechten Glaubens. Er behandelt die Sozialdemokratie falsch, die nur mit christlichem Sozialismus zu besiegen ist. Er ist müde, scheut die Anstrengung und Verantwortlichkeit eines Krieges und versäumt die dem unvermeidlichen Feldzug gegen Rußland günstigste Stunde. In der inneren Politik ist sein Allheilmittel das Kartell, dessen Fortbestand das Christenthum, die monarchischen und konservativen Interessen gefährdet. Als Diplomat überschätzt er den Werth unserer Bündnisse und vergiftet, daß Deutschland allein stark genug ist, um jeder Koalition die Stirn zu bieten. So ungefähr las man's täglich. Zugleich erfuhr man, daß der Kaiser den Grafen Waldersee jeden Tag sehe, mit ihm im Thiergarten spazire und ihn, nicht einen Vertreter des Auswärtigen Amtes, auf die Reise nach dem Nordkap mitnehmen wolle. Die Kunst des Schweigens hatte der Generalstabschef von Moltke nicht geerbt. Er war der Herold seiner Thaten und plauderte jeden kleinen Erfolg mit unbedächtiger Schnelle aus. Als der Kaiser ihn abholte und mit ihm in die Wilhelmstraße fuhr, um dem Kanzler zum Geburtstag zu gratuliren, war es ihm und bald natürlich auch seinen Freunden gewiß, daß er für die Nachfolge Bismarcks ausersehen sei.

Daß ers sagte, war unklug. Der Generalstabschef hatte allzu früh seine Batterien enthüllt. Zwar leugnete er, jemals Politik getrieben zu haben: „Ich diene Seiner Majestät als Soldat und bin nicht Parteimann.“ Doch

als Inspirator der im Militärwochenblatt und in der Kreuzzeitung erschienenen antirussischen Artikel und als Protektor Stoeckers war er bekannt. Und nun holte der Mann im Sachsenwald zum vernichtenden Streich aus. Er ließ über „politisch-militärische Unterströmungen“ klagen, die dem ehrlichen Makler des Friedens sein Geschäft erschwerten, von einer dem Kaiser überreichten Denkschrift munkeln, die einen Präventivkrieg gegen Rußland empfahle, unter Berufung auf Clausewitzens „Theorie des Krieges“ die Ansicht vertreten, daß der Strategie nur der militärtechnisch geschulte Helfer des dem Volk und dem König verantwortlichen Staatsmannes sein dürfe, dem die letzte Entscheidung über Lebensfragen der Nation stets vorbehalten bleiben müsse, und so deutlich, wie die Umstände es gestatteten, auf Waldersee als den Störenfried weisen. Die Wirkung des Schlages war nicht sofort sichtbar. Als der Abgeordnete Richter im Reichstag fragte, ob der Generalstabschef die Politik des Kanzlers zu durchkreuzen versuche, sprang Herr von Verdy, der Kriegsminister — den Bismarck für seinen Feind hielt —, hastig auf und erklärte jede Verdächtigung dieser Art für frivol. „Es ist beleidigend für die Armee, wenn man ihr überhaupt zumuthet, daß unter uns ein Geist bestehen könnte, der in irgendwelche Opposition zu der Regierung Seiner Majestät zu treten vermöchte“. Die Worte waren behutsam gewählt; schon damals gab es Leute, die meinten, Bismarck „verschnauze“ nur noch und gehöre nicht mehr zur „Regierung Seiner Majestät“. Die stilistische Feinheit des Bohnrufes lernte man freilich erst später schätzen. Längst wissen wir ja, daß Waldersee damals wirklich eine der offiziellen feindliche Politik trieb und seine Leute in der Stille gegen Bismarck mobil machte; wenn er nichts weiter sein wollte als des Königs gehorsamer Soldat, brauchte er dem verbummelten Redakteur Hammerstein nicht à fonds perdu hunderttausend Mark zu leihen, dem vielseitigen Journalisten Normann-Schumann nicht beträchtliche Summen zu schenken. Im November 1889 konnte der Staatssekretär Graf Herbert Bismarck nur „aus vollem Herzen“ der Erklärung des Kriegsministers zustimmen. Das klang nach Chamaeleon; und der jüngere Bismarck fuhr stracks nach Berlin, schüttelte den heißen Kopf und sagte: „Wenn Ihr den Mann nicht unterkriegen könnt, wärs besser gewesen, ihn ungeschoren zu lassen.“ Der Vater hatte dennoch weiter gesehen als der Sohn. Seine Streiche haben Waldersees Hoffnungen geköpft. Der als Frömmlicher, als Antreiber zum Zweifrontenkrieg Verdächtige konnte nicht Kanzler werden. Der Ulan hat die Wucht dieser Hiebe empfunden; im Oktober 1894 schrieb er: „Es paßte schon dem Fürsten Bismarck gut, mich als Mucker, Stoeckerianer, schwarzen Reaktionär, Kriegstreiber u. s. w. darzustellen, so

daß der Durchschnittsphylister Gänsehaut bekam, wenn von mir die Rede war. Herr von Caprivi gefiel sich darin, in das selbe Horn zu stoßen, und ist mein Ruf unter ihm nicht besser geworden.“ So sprach er fünf Tage nach der Ernennung des dritten Kanzlers. Daß er noch einmal ins alte Palais Radziwill einziehen werde, glaubte er selbst wohl nicht mehr. Nach Straßburg wollte er, Statthalter werden; und „es paßte ihm gut“, sich für einen nationalliberalen Mann und überzeugten Exportpolitiker auszugeben. Vorurtheile kannte er nie. 1888 setzte er auf Stoeckers Karte und war Hypertonservativer von der schwarzen Talarfärbung; 1904 saß er mit dem Theaterdirektor Lindau am Tisch des Geheimraths Goldberger, von dem er Empfehlungen an amerikanische Großkapitalisten erbat. 1889 sagte er: „Euer Majestät glorreicher Ahnherr wäre seinem Volk nie Friedrich der Große geworden, wenn er neben sich die Allmacht eines Ministers geduldet hätte“; 1891 stöhnte er in Friedrichsruh über das persönliche Regiment, das einem Staatsmann von starkem Verantwortlichkeitsgefühl keinen Raum gewähre. Im August 1900 nannte er sich in einer Depesche einen „Oberbefehlshaber in partibus infidelium“, verglich sich also selbst den Titularbischofen, die in akatholischen Ländern keinen Sitz und keine Diözesanthätigkeit finden; bald danach zog er, auf dem Wege nach China, als Triumphator durchs deutsche Land und that, als hinge Heil oder Unheil des Reiches von seinem Wirken ab.

Er konnte die Zunge nicht im Zaum halten. Konnte es, trotz höflicher Gewöhnung, auch nicht, als er in Schlesien die Manöverleistung des Kaisers zu kritisiren hatte. In seinen Nerven zitterte noch der Groll darüber, daß Caprivi, den er spöttisch den genialen Feldwebel zu nennen pflegte, ihm vorgezogen worden war; der fromme Ulan vergaß, daß sein Kaiser aufgehört hatte, sein Schüler zu sein, und es kam vor versammeltem Kriegsvolk zu einer peinlichen Szene. Der Generalstabschef fand seine Autorität vor jungen Offizieren geschmäleret, wollte gehen, wurde aber von einem ironisch lächelnden Mund zum Bleiben bestimmt. Nicht lange danach saß er in Altona, wo er im praktischen Truppendienst neue Erfahrungen sammeln sollte. Mit ihm schied sein Adjutant, Major Jahn, und sein Vertrauensmann, Major Liebert, aus dem Großen Generalstab. „Personalwechsel im Interesse des Dienstes.“ Allzu oft war geraunt worden, der Mann der verwitweten Prinzessin von Holstein sei der einzige Mensch, der auf den Kaiser Einfluß habe. Räumt, Ihr Frommen, die Zunge, mahnt Jakobus. Waldersee, Verdy, Stoecker: Alle fielen. Und es war ein farger Trost, daß vor ihnen Bismarck gefallen war.

Deffen Nachbar wurde Graf Alfred nun; Nachbar und Wächter. Der

General von Besjczynski hatte dem Entlassenen zu hohe Ehre erwiesen und sich dadurch, trotz seinen Meriten, mißliebig gemacht. Der neue Kommandirende war vorsichtiger. Er kam zwar manchmal in den Sachsenwald, ließ aber von der Schweiz aus durch sein journalistisches Gefinde verkünden, er habe keine persönlichen Beziehungen zum Fürsten Bismarck, und hielt sich streng an die berliner Ordre. Das wurde ihm leicht; denn der Fürst liebte ihn nicht, schätzte ihn nicht einmal als Intelligenz besonders hoch ein und hat wahrscheinlich nie ein intimes Wort mit ihm gewechselt. „Ich habe bei seinen Besuchen immer das Gefühl, er wolle — oder solle — nachsehen, ob es schon Zeit sei, einen schicklichen Kranz zu bestellen. In meiner amtlichen Thätigkeit war ich gewöhnt, bei Tisch, wenn es sein mußte, Jagd- und Ballgeschichten der insipidesten Art zu erzählen; außerdem sorgten Armeefragen und gemeinsame hamburger Bekannte dafür, daß der Stoff niemals ausging.“ Beide waren Gegner der zweijährigen Dienstzeit und Beide verkehrten ungefähr mit den selben hanseatischen Patriziern. Waldersee paßte sich rasch dem neuen Milieu an. Keine Spur mehr von altpreussischer Orthodogrie: ein moderner Mensch, der dem Großhandel wohlwollendes Verständniß entgegenbringt und Herrn Vallin mit Komplimenten bewirtheht. Auch keine Spur mehr von Animosität gegen Bismarck. „So lange der Fürst lebt“, pflegte er zu sagen, „wird es mir er zwei Kanzler geben; und der zweite ist nicht zu beneiden.“ Er operirte sehr geschickt, stieß nirgends an, war bei den Senatoren eben so beliebt wie in seinem Corps, sprach nur auch dort noch zu viel. Alle paar Monate wurde mir berichtet, was der General wieder ausgeplaudert habe; die sekretesten Dinge. Auch anonyme Briefe kamen, in Spiegelschrift, mit dem Poststempel Altona; kleine und große Bosheiten gegen Caprivi, Hohenlohe, Bronsart und ... Ob der Kürassier mit dem Ulanen wohl auch über die beiden interessanten Männer gesprochen hat, denen sie auf ihrem Lebensweg begegnet waren, über den Grafen Guido Hendl und Herrn von Holstein? Waldersee hatte Beide als junger Tabaksoffizier in Paris kennen gelernt. Der kluge Graf Hendl, dem Madame Paiva, die Freundin Gambettas, alle Thüren öffnete, konnte dem mit allerlei delikaten Aufträgen bepackten Oberlieutenant in den Tagen der Okkupation wichtige Dienste leisten. Der Dank blieb nicht aus; daß heute Fürst Guido von Donnersmark, der so lange, der ärgsten Intriguen verdächtig, im Schatten stehen mußte und über dessen Haus die Hofacht verhängt war, in höchster Gunst sitzt, war zum größten Theil Waldersees Werk. Nicht so ungetrübt blieb das Verhältniß zum Herrn von Holstein. Waldersee hat politisch lange mit ihm zusammen gearbeitet; unterirdisch. Als der Geheim-

rath in sorgsam gefeiltten Briefen Bill Bismarck als Helfer gegen die angebliche Russophilie des Kanzlers und des Staatssekretärs zu werben versuchte, spielte er zugleich Waldersees Partie. Als der Generalstabschef aus Paris und Petersburg diplomatische Berichte wünschte, in denen die Vorgänge sich anders als in den amtlichen Notizen spiegeln sollten, hat ihm Herr von Holstein, der Geheimkontroleur aller deutschen Gesandtschaften, wahrscheinlich den Weg zu den reinlichsten Quellen gezeigt. Dann aber kam es zum Bruch der Sozietät; und der treffliche Minister traute dem früheren Kampfgesossen nun gleich das Schlimmste zu. Fast so Schlimmes wie dem Grafen Hensel, den er — irrend — für den Instigator des im Kladderadatsch gegen den Auserkennungsreue begonnenen Feldzuges hielt. Herr von Holstein war seiner Sache so gewiß, daß er den General von Bissing als Kartellträger zum Grafen Guido sandte. Zum Greisenduell kam es nicht; Waldersee griff als Sekundant Hensels ein. Das alte Band war zerrissen. Und es giebt Leute, die behaupten, Herr von Holstein habe den kurzschichtigen Freiherrn von Marschall in die Prozesse Lübow-Tausch getrieben, weil er hoffte, hinter Don Normann-Schumann den frommen Mann zu finden. Hart dran wars; es „brannte“ schon, wie man im Kinderspiel sagt. Aber Herr von Tausch war dankbar und verschwiegen und Schumann blieb weit vom Schuß. Doch an einen neuen Pakt zwischen Grimbart, dem Dachs, und Oheim Reineke war fortan nicht wieder zu denken. Der Dachs sitzt noch immer in seinem Bau, befährt, als mißtrauischer Einsiedler, nachts noch immer die Röhren, fängt sich Reptilien und nimmt Nester aus. Reineke aber, der pfliffige Meister, ist tot.

Ich habe mich wieder

In die Gunst des Königs gehoben, ich werde, wie vormals,
Wieder im Rathe mich finden und unserm ganzen Geschlechte
Wird es zur Ehre gezeihn. Er hat mich zum Kanzler des Reiches
Laut vor Allen ernannt und mir das Siegel befohlen...

So weit hat es Alfred Waldersee, der ein prachtvolles Fuchsgesicht hatte, trotz allem Mühen nicht gebracht; doch auch nicht das schmähliche Ende gefunden, das der Wolf mit seinen Verwandten ihm wünschte. „Ueber und über gesalbt“, schlich er sucht sich in allerhöchste Gunst zurück. Zwölfter Gesang: „Reineke neigte sich tief vor dem Könige, neigte besonders vor der Königin sich und kam mit muthigen Sprüngen nun in den Kreis.“ Schwarzer Adler, Generaloberst, Generalfeldmarschall, Pour le mérite, Generalinspekteur. Der Mann, der nie ein Heer zu ernstem Kampf geführt hat, ist nun wie der ruhmreichste Feldherr bestattet worden. Lorbeer und Holzcellulose...

Hochgeehrt ist Reineke nun. Zur Weisheit bekehrt
Balb sich Jeder und weide das Böse, verehre die Tugend!

Ulus ärztlicher Praxis.

Dem Jahresbericht über das meiner Leitung unterstellte Kreiskrankenhaus Großlichterfelde — er erscheint wieder bei Köhbe und ich empfehle namentlich die Kasuistik meinen unbefangenen urtheilenden Kollegen zu ruhiger Prüfung — habe ich auch diesmal einige allgemeiner giltige Sätze angefügt, von denen ich, auf Hardens Wunsch, hier ein paar aufs Gerathewohl herausgegriffene Bruchstücke einem größeren Publikum zugänglich machen will.

Einen Grundfehler der heute üblichen Art von Krankenbehandlung glaube ich in dem Umstand zu sehen, daß sich der Arzt von vorn herein durch eine verallgemeinernde schematische Forderung: Diagnose, Prognose, Therapie, die Hände binden läßt, sich damit der Freiheit seines Handelns begiebt; deshalb haben wir in unserem Krankenhaus auf die Erfüllung dieser Bedingung verzichtet und uns vorbehalten, von Fall zu Fall davon nur so viel anzunehmen, wie uns nöthig oder wünschenswerth erscheint. Wir verzichten auf die Stellung einer bloßen Wort-Diagnose und auf eine ihr slavisch angepasste „Therapie“, nämlich auf die Absicht, je nach den in der gestellten Diagnose gegebenen Grundfäßen eine „Krankheit zu heilen“. Wir haben ferner für die Verwendung der Anamnese eine strenge Sichtung der landläufigen Daten vorgenommen. Wir suchen aus der Erzählung des Kranken über die Vorgeschichte seiner Beschwerden zur Ergänzung unserer Vorstellungen vom Wesen der vorliegenden „Störung“ nur die Einzelheiten heranzuziehen, die uns irgend einen Rückschluß auf Sicherheit und thatsächlichen oder möglichen Zusammenhang mit der augenblicklichen Sachlage gestatten. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle sind die vom Kranken vorgebrachten anamnestischen Daten, so weit sie sich nicht unmittelbar auf die Entstehungsgeschichte der eben vorliegenden Störung — etwa deren Beginn, die Art und Weise des Auftretens und begleitender Nebenumstände — beziehen, für eine anspruchsvollere Kritik so gut wie werthlos. In Bezug auf Glaubwürdigkeit und Bedeutung kommt ihnen etwa der umlaufenden Gerüchten beizumessende Werth zu; manchmal ein Körnchen Wahrheit, immer ein Haufe Einbildung. In dem anamnestischen Theil der Krankengeschichten sind vor Allem enthalten: Angaben über Erkrankungen und vermeintliche Todesursachen von Angehörigen, über vorausgegangene Erkrankungen des Patienten selbst, Behandlungen, denen er sich unterzogen, Aussprüche von Aerzten, die er im Gedächtniß behalten, sonstige Beobachtungen, die er an sich anstellen zu können geglaubt hat. Wollte man selbst all diese Angaben als subjektiv richtige annehmen und voraussetzen, daß Auskünfte früher behandelnder Aerzte die beobachteten Thatfachen zutreffend darstellen, so nützen sie doch zur Ermittlung uns beschäftigender Sachlagen oft sehr wenig. Ob ein Mensch thatsächlich oder angeblich sogenannte Kinderkrank-

heiten durchgemacht, für schwindfüchtig galt, eine Lungenentzündung, einen Typhus, eine Gonorrhoe überstanden hat: die Antwort auf solche Fragen fördert unser Verständniß für dessen jetzigen Zustand, für die Veranlassungen der augenblicklichen Störung oft in keinerlei Beziehung. Es kann auch wenig nützen, zu erfahren, daß vor uns eine Diagnose gestellt, ein Herzfehler, Bleichsucht, Gicht, Diabetes, die beliebte „Störung auf nervöser Grundlage“ konstatiert wurde oder daß Ärzte sich um das Recht auf die Worte Neuralgie oder Rheumatismus, Neurasthenie oder Hysterie, um die Quantitäten Entzündung oder Reizung gestritten haben; wenig nützen, daß der Kranke einen mehr oder minder umfangreichen Haufen Rezeptformulare vorlegt, um uns darüber zu belehren, was er noch nicht „eingenommen“, bisher noch nicht „gebraucht“ hat. Wir müssen uns ja doch von Neuem einen möglichst vollkommenen Aufschluß über den Grad der in Unordnung gerathenen Leistungsfähigkeit verschaffen; wir haben zu versuchen, auf welchem Wege der zu ermöglichende Grad von nothwendiger Ordnung wiederherzustellen sei. Was da ein Anderer vor uns „gefunden“, vermocht oder nicht vermocht hat, darf uns weder bestimmen noch voreinnehmen.

Und die aller Sünden angeschuldigte Dreieinigkeit: Lues, Alkohol, Trauma? Wann wird man sich endlich allgemein entschließen, auf diese bequemen Sündenböcke zu verzichten? Jeder Kranke, der angiebt, einmal irgend ein Geschwür am Genitale gehabt zu haben, entgeht kaum dem Zwangsverfahren, daß die verschiedensten Affektionen, von denen er im späteren Leben heimgesucht wird, als Folgen luetischer Infektion angesehen werden. Um so schlimmer für ihn, wenn er thatsächlich einmal eine Schmierkur durchgemacht hat. Und auf welche Indizien hin heute manchmal geschmiert wird, darüber kann man in der nachprüfenden Praxis die eigenartigsten Erfahrungen sammeln. Die ängstliche Hilfslosigkeit der heutigen Behandlung verzichtet gar so schwer auf den vermeintlichen Trost, einmal ursächlich behandeln zu können. Und ist einem anderen Patienten das Geständniß der für das Potatorium (Säufer) notwendigen Mindestmenge an täglich genossenem Alkohol abgezwungen: ein Seufzer der Erleichterung! Es giebt kaum einen Symptomenkomplex, unter dessen Aetiologie die meisten Lehrbücher nicht Lues und Alkohol anführen. Einwandfrei bewiesen ist der nothwendige Zusammenhang selten; im speziellen Fall kommt man kaum öfter über Annahmen und Vermuthungen hinaus. Und was von Syphilis und Alkohol gilt, trifft nicht minder für das Trauma (Verletzung) zu. Beruhigt werden die Akten über die Anamnese geschlossen, wenn sich irgend ein Anhaltspunkt für eine Annahme aus dieser Trias finden läßt. Für die Quecksilbergläubigkeit, die in allen möglichen „verzweifeltsten Fällen“ noch zum Schmieriegel als zu der ultima ratio greift, scheint ja das peinliche Verfahren zur Eruirung belastender luetischer Momente immerhin noch verständlich. Was aber kann die thatsächlich zutreffende Konstatierung vor-

aufgegangenen reichlichsten Alkoholgenusses, was die Angabe eines erlittenen Traumas zur Förderung des wichtigsten Theiles unserer Aufgabe, der Behandlung der Kranken, beitragen, selbst wenn wir behaupten, in dem Verständniß, der „Aufassung des Falles“ damit gefördert worden zu sein?

In zeitlicher Folge reihen sich an die Anamnese die vom Kranken beigebrachten Schilderungen der subjektiven Symptome an. Das ist ein schwieriges Kapitel. Die Beurtheilung, wie weit Angaben über die vom Kranken an und in sich beobachteten Vorgänge außergewöhnlicher Natur für den Arzt verwendbar sind, hängt davon ab, ob der Arzt die am eigenen Leib gemachten Erfahrungen nützlich zu verwerthen weiß und ob sein Vorstellungsvermögen beweglich genug ist; sein Urtheil muß das Ergebnis all der durch Erfahrung erworbenen und instinktiv im Einzelfall immer wieder erst zu findenden Urtheilskomplexe sein, die man als „Menschenkenntniß“ bezeichnet. Hier Regeln aufstellen zu wollen, ist das Verfehlteste all des Verfehlten, das Schulen und vermeintlich wissenschaftliche Methoden am ärztlichen Beruf verbrochen haben. Hier ist der Arzt auf sich selbst gestellt, hier hat er nur eine Hilfe: das Maß natürlicher Begabung, das er von Hause aus für seine Kunst mitbringt. Mag es brauchbare Verfahren für die Entlarvung von Simulanten geben: kein Schmerz- und Kraftmesser (Algestimeter), Dynamometer, keine Theorie über Entstehung, Bewußtwerden und „Verarbeiten“ des Schmerzes und der „subjektiven Empfindung“ vermag dem Arzte objektiv zu demonstrierende, objektiv für die Ueberlegung verwendbare Schablonen, Schemen, Bilder, Ausdrucksformeln zu liefern. Und gerade hier liegt der Ausgangspunkt für den ersten Anspruch, mit dem der Kranke an den Arzt herantritt. Er will zunächst für den Augenblick und womöglich dauernd von seinen Schmerzen befreit sein. Wir begnügen uns nun nicht, durch palliative Mittel Schmerzen dem Bewußtsein des Kranken zu entziehen, sondern sind bestrebt, durch Uebung, unblutige Nervendehnung, Biegung und Streckung, Massage, Hyperämistrungen, wenn nicht anders möglich, rein empirisch die unbekannten Ursachen zu überwinden. Wo wir genöthigt sind, mit vorläufigen Augenblickshilfen uns zu bescheiden, wenden wir zunächst solche Verfahren an, die den Kranken selbst oder die Gewebe bestimmter Körperstellen am Wenigsten schädigen und die deshalb um so öfter, länger und, wenn nöthig, dauernd angewendet werden können. Wir geben unter den sogenannten Antiphlogistizis der Hitze-Anwendung den Vorzug vor der dauernden Kälte-Applikation und wählen unter den Ableitungsmitteln zuerst stets die mildesten. Nur im äußersten Nothfall greifen wir zum Medicament, zu Beruhigungs- und Schlafmitteln.

Hier sei ein Hemmniß erwähnt, auf das man nur allzu oft stößt. Ich meine die Vorurtheile, die sich wie eine Tradition durch die Geschlechter der Aerzte forterben, ohne daß lange Zeit hindurch Jemand den Muth oder

die Selbständigkeit befähigt, auf eigene Verantwortung die Stichhaltigkeit solcher Axiome zu prüfen. Neben zahlreichen grundsätzlichen Forderungen, die das Denken in bestimmte Richtungen drängen — wie die Wirksamkeit von Maßnahmen und Mitteln (Chinin, Eisen), die nothwendigen Zusammenhänge gewisser Ursachen und Folgen —, ist es in Bezug auf die Krankenbehandlung eine Reihe sogenannter Gegenanzeigen (Kontraindikationen), die, ohne daß man recht weiß, von wem sie aufgestellt sind, eine gezielte Entwicklung hindern. War es eine Zeit lang der Aberglaube, man dürfe gewisse Hautkrankheiten (Ekzematöse) nicht mit Wasser in Berührung bringen, vom kalten Trinken könne man alle möglichen Entzündungen bekommen, der Schweißfuß dürfe nicht „vertrieben“, die Periode nicht „unterdrückt“ werden, herzkranke Frauen müßten sich vor Schwangerschaft (Gravidität) hüten, der Schwindsucht Verdächtige dürften nicht rauchen, so begegnen wir noch jetzt oft der rein theoretischen Furcht vor der Anwendung heißer Allgemein- und Lokalbäder bei allen möglichen und unmöglichen Erkrankungen und Störungen. Vom Schläge Gerührte, an Herzfehlern Erkrankte, sogar Menstruierende und Schwangere sollen nicht einmal heiße Lokalbäder benutzen dürfen. Weil einmal Jemand im heißen Bade (oder in der Sonnenhitze) vom Schläge gerührt worden ist, weil eine Schwangere in oder nach heißem Bade abortirt haben soll und weil theoretische Erwägungen scheinbar hier einen Zusammenhang erkennen ließen: deshalb wurde ein allgemein giltiges Anathema ausgesprochen, dem man sich lautlos und mit Verzicht auf jeden nachprüfenden Versuch fügte. Wir hörten einen Kollegen allen Ernstes behaupten: „Mit einem heißen Bade gefährdet man einen Kranken zehnmal mehr als mit einer Spritze Morphium!“

Was nun die leidige Frage des „Diagnostizirens“ betrifft, so haben wir uns von dem üblichen Verfahren möglichst emanzipirt. Wir suchen nicht die Verständigung über einen „Fall“ dadurch herbeizuführen, daß wir für das sich uns darbietende Bild nur einen systematischen Namen wählen. Denn gerade im „Diagnosirenstellen“ — man könnte es manchmal beinahe Diagnosenunfug oder Diagnosenwahnsinn nennen —, in der vermeintlichen Nothigung zum sofortigen Diagnostiziren sehen wir einen Grundschaden der von uns als System bekämpften, als Lehre verworfenen Auffassung, eine Behandlung sei erst möglich, wenn die Diagnose gestellt sei. Eine seit Jahrhunderten sich forterbende Ueberlieferung lehrt ja, eine zweckmäßige Krankenbehandlung sei nur möglich, wenn die Diagnose gestellt ist. Das heißt: die bei einem Kranken gefundenen, in Schemen untergebrachten Veränderungen sind zu bestimmen, zusammenzufassen und unter einen Gattungsnamen zu subsumiren, der die einzelnen Unterabtheilungen des Schemas benennt. Erst wenn dieser Gattungsname, die Benennung des „Krankheitsbildes“ gefunden ist, könne aus den in einem gegenüberstehenden — korrespondirenden — Schema zusam-

gefaßten und eingeordneten Agentien das angezeigte Heilmittel entnommen werden. Die Unhaltbarkeit dieser Art des Verfahrens ergibt sich täglich und stündlich für jede nur einigermaßen unter die Oberfläche eindringende Kritik. Die „Krankheitsnamen“ und die Begriffe, die sie decken, sind von früheren Beschreibern aufgestellt, deren Beobachtungssysteme in einer längst als unzulänglich, als für uns nicht zeitgemäß aufgegebenen Welt- und Wesensauffassung wurzeln; und alle vorgenommenen Flickversuche nützen nicht. Schon die Stellung unserer Urgroßväter zu dem umgebenden Phänomenen war von der Begriffswelt jener Begründer der Diagnostik um die Weite von Welträumen entfernt. Deren ängstliches Kleben an der Scholastik haben aber auch wir getreulich übernommen, trotzdem wir selbst uns von ihren Anschauungen wieder um etwa die gleichen Maße entfernt haben. Die Denkgrundlagen aller Wissenschaften haben sich, unter dem Zwang neuer Erkenntnisthatfachen, verändert; soll da der Arzt bei der Terminologie seiner frühen Jugend stehen bleiben? Und doch: wie oft finden wir ihn noch im uralten Gedankengang und hören, daß er höchstens die Tonfarbe des Ausdruckes geändert hat! Zu erwägen bleibt ferner, daß wir nur sehr selten Schulfälle vor uns haben. Wo man irgend welchen groben, sinnfälligen Veränderungen begegnet, die schon ihrem Zusammentreffen nach in das gegebene Krankheitschema hineinpassen, ist noch eine Möglichkeit für dessen Verwendung vorhanden. Einige akute Erkrankungen, Entzündungen der Lunge und der serösen Häute, akute Ausschläge (Exantheme), akute Ansiedlungen, Vergiftungen, Verwundungen, Veränderungen auf und in der Haut, einzelne Symptomengruppen aus dem Bereich der Störungen im Nervensystem, manche dem Chirurgen zuzureisende Fälle erlauben schließlich noch die Anwendung des Schemas. Nun waren es aber gerade diese Veränderungen, die schon den ältesten Beobachtern auf fielen und die Vornahme der überlieferten „Krankheiten-Gruppierung“ ermöglichten; sie sind die typischen Schulfälle, von denen aber nur allzu gut bekannt ist, daß sie die verschwindende Minderzahl bilden. Meist kommen für den Arzt Situationen in Betracht, bei denen die geforderten Anzeichen weder in der notwendigen Deutlichkeit des Ausdruckes noch in der die Einordnung bedingenden Zusammenstellung zu finden sind. Zum Arzt kommen Kranke, die in völlig glaubwürdiger und bestimmter Weise Beschwerden vortragen, ohne daß, selbst bei gewissenhaftestem Bemühen, auch nur eine Spur von den dogmatisch verlangten Anzeichen aufzufinden ist. Und jeder praktische Arzt wird bestätigen, daß die beiden zuletzt genannten Gruppen von Fällen die häufigsten sind. Dann bleibt nichts übrig, als da, wo die Symptome mit dem Schema nicht übereinstimmen, von einer Eigenart, von einem *casus sui generis*, einer forme fruste, Mischform, Uebergangsform, kryptogenetischen Infektion, von Anfangsstadium oder Vergleichen zu sprechen. Man

erfindet also wieder einen neuen Namen, mit dem sich dann aber keine der bekannten Heilmittelpotenzen deckt.

Wenn der im Aberglauben an die Pflicht zur Diagnose aufgewachsene Arzt einem fiebernden Kranken gegenübersteht, wird er vor Allem an die „Krankheiten“ denken, die mit Fieber verbunden sind, und nach den Anzeichen suchen, durch die sich die einzelnen „Krankheiten“ von einander unterscheiden; er wird also nach differentialdiagnostischen Momenten forschen. Sind solche überhaupt nicht oder nicht in der für eine Entscheidung notwendigen Anzahl oder Deutlichkeit vorhanden, so bleibt die Diagnose „vorläufig in suspenso“. Man sagt: Es kann eine Lungenentzündung werden; oder ein Typhus; oder eine Influenza; oder ein „gastrisches Fieber“; oder vielleicht ein einfacher Schnupfen u. s. w. Da aber der Kranke nur das eine, in der Praxis „fiebern“ genannte Symptom der Temperaturerhöhung „aufweist“, so muß dieses Symptom bekämpft werden. Der Arzt „greift zur Antipyrese“. Ob Das mit Antipyrin, mit Wasseranwendungen oder, bei Verzicht auf die künstliche Herabsetzung der Temperatur, durch „Diät“, Phosphorsäure, Mandelmilch, Schlafmittel, Beruhigungsmittel oder sonstwie geschieht, ist im Prinzip gleichgiltig. In keinem Fall kann eine „ursächliche Behandlung (kausale Therapie) eingeleitet“, kann das Heilmittel verordnet werden, das für die „Bekämpfung einer Krankheit“ eben wissenschaftlich empfohlen wird. Man kann es doch nicht vorziehen, gleich jenem vorsichtigen Arzte zu handeln, der in einem solchen zweifelhaften Fall ein Rezept verschrieb, bestehend aus Kaffophenin, Phenazetin zu gleichen Theilen, gelöst in Liq. Ammon. anisatus, damit sein Patient den bevorstehenden Eventualitäten eines Typhus, einer Influenza, einer Lungenentzündung gleichmäßig gewappnet gegenüberreten könnte, falls der Arzt nicht — was nach verbürgten Berichten auch manchmal vorkommen soll — undeutliche Symptome als „deutlich“ anspricht und die fehlenden hinzukomponiert, um das liebgewordene, unentbehrliche „Krankheitsbild“ durch diese kleine Korrektur zu erhalten. Das nennt man „Diagnosen fristren“. So wird jedes vermeintlich gehörte Geräusch über dem Herzen zum Herzfehler, weil der Patient gewisse ex schemato bekannte Beschwerden vorbringt. Jeder Befund an der Lunge wird zum Lungenkatarrh, jeder Belag auf den Mandeln wird als mindestens „diphtherieverdächtig“ angesehen und Schmerzen über einem Knochen, einer Sehne, einem Gelenk müssen wenigstens einer „leichten Entzündung“ entsprechen.

Auf andere Weise muß der heutige Arzt sich aus der Verlegenheit ziehen, wenn er überhaupt „nichts findet“, wo ihm Beschwerden vorgetragen werden. Hier flüchtet er durch die ihm von der Forschung zuvorkommend geöffnete Hinterthür des Schlagwortes von der Namen diagnose auf den Gemeinplatz der „Wörterdiagnose“: Rheumatismus, Neuralgie, Blutarmuth,

Anfangsstadium, Reizung, Nervosität, Spätererscheinung, Choc, Reaktion, Herzschwäche, Disposition; allgemeine Vorstellungen, die für den speziellen Fall nichts weiter bedeuten als leere Worte, die, niemals Etwas wie eine Verdeutlichung von Begriffen, kaum einmal unter tausend Fällen die Bedeutung einer tatsächlichen Feststellung beanspruchen dürfen.

Einen Blick noch auf das Kapitel von den „Heilmitteln“. Es kann uns natürlich nicht einfallen, die Existenz und die tatsächliche Wirksamkeit gewisser Substanzen auf den Ablauf der Ereignisse im Organismus bezweifeln zu wollen. Das hieße nicht nur, die Augen verschließen gegenüber den unausgeseht vor unseren Beobachtungen sich abspielenden Wechselbeziehungen, die wir als „differentes Verhalten“ zu bezeichnen übereingekommen sind; Das hieße vielmehr, jenen stetigen Austausch in Abrede stellen, den wir im Gesamtorganismus, seiner „Existenz, vorhandenen, vorliegenden, Leben“ kennen. Selbstverständlich giebt es alle möglichen, sehr verschieden gearteten Substanzen, die im menschlichen und thierischen Organismus eine Reihe von Ereignissen zur Entwicklung bringen müssen und so als endliches Resultat mehr oder minder erhebliche Aenderungen in dem gesamten organischen Haushalt bedingen. Bewirkt solche Abänderungen doch schon der Athemzug Luft, der aufgenommen, der Tropfen Wasser, der getrunken wird. Um wie viel mehr muß Aehnliches vor sich gehen, wenn es sich um Stoffe handelt, deren Artbeschaffenheit eine sehr viel größere Differenz zu den Geweben des Organismus aufweist. Trotzdem aber muß entschieden geleugnet werden, daß wir die „Heilung“ eines Kranken oder gar einer Krankheit bewirken, muß geleugnet werden, daß wir „Heilmittel“ im heute üblichen Sinn des Wortes besitzen. *Natura sanat, medicus curat.* „Es heilt“, nicht: „Wir heilen!“ Das ist keine Silbersticherei, sondern das resignirende Schlusswort einer durch gute und schmerzliche Erfahrung gewonnenen Anschauung.

Ärzte und Laien müssen endlich einsehen lernen, in welche Grenzen der Möglichkeit die Arbeit des Arztes gebannt ist. Wir Ärzte können in wenigen, bestimmt zu fassenden Fällen unmittelbar als Lebensretter eingreifen (bei Blutung, Erstickung, Erfrierung, Geburten, eingedrungenen Fremdkörpern u. s. w.). Wir können allenfalls bewirken, daß eine Wiederherstellung verschobener Verhältnisse innerhalb eines Organismus erst durch unser direktes Beeinflussen ermöglicht wird, ohne daß die nöthige Lebensbrauchbarkeit vielleicht unwiederbringlich verloren wäre. (Bei Knochenbrüchen, Verrenkungen, Darmverschlingung, eingedrungenen Fremdkörpern, sonstigen Zusammenhangstrennungen; manchmal auch durch Beseitigung der Ursachen dauernden Schmerzes.) Dieser Theil ärztlicher Thätigkeit ist etwa der eines „Retters aus Lebensgefahr“ zu vergleichen, der einen Menschen aus Feindeshand, aus Feuer oder Wasser, aus dem Räderwerk einer Maschine befreit. Wie dieser

Retter etwa durchgehende Pferde aufhält, so können wir vielfach Menschen vor Erkrankung schützen, indem wir sie zu einer vernünftigen Lebenshaltung erziehen, sie manchmal — in sehr wenigen Fällen — vor äußeren Gefährdungen bewahren, Gifte beseitigen und deren Wirkung paralyßiren. Aber wir dürfen uns nicht einbilden, einen Typhus, eine Lungenentzündung, eine Grippe (durch Medicinen) „geheilt“ zu haben; wir betrügen uns selbst, wenn wir uns weismachen, wir hätten einen Krebskranken, einen an Blinddarmentzündung, an Gallensteinen Leidenden durch eine Operation „wiederhergestellt“. Wir lachen über die Narren, die den Stein der Weisen, die Wünschelruthe, allerlei Talismane und Lebenselixiere suchten, — und glauben selbst an die für alle Fälle taugliche Heilkraft irgend eines Mittels! Wir Armen! Wir können einen Organismus und seine Theile allenfalls entlasten und unterstützen, wir können ihn vielleicht schwächen und kräftigen, ihn durch Uebung erziehen und durch Gewöhnung tauglich machen — der Kranke ist ja das Instrument, auf dem der Arzt spielt —, aber wir können ihn nicht durch Anwendung des Hergeneinmaleins heilen. Wir können einen Dickdarm dünn, manchmal einen Dünndarm dick machen. Wir können einen eingeseilten Nervo befreien, einen gebrochenen Knochen gerade richten, damit er nicht krumm wieder zusammenwächst. Wir können einen Staat stechen, einem schwachen oder untauglichen Herzen seine Arbeit erleichtern, eine Entzündung beschleunigen, manchmal unterdrücken, lenken; einen sogenannten „Nervösen“ können wir durch Unterweisung, durch Zartheit und Strenge aus seinen gewohnten Gleisen reißen und auf neue Bahnen bringen. Kurz: wir können einem Menschen das Leben in einem engen Noth ermöglichen, wenn ein genügend weiter für ihn nicht zu beschaffen ist. Zu diesem Zweck können, müssen wir oft uns jener Zahl von „künstlichen Hilfen“ bedienen, die uns geworden sind durch Erfahrung und Ueberlegung beim Beobachten menschlicher Hilflosigkeit. Mit diesen Mitteln können, müssen oder dürfen wir dem Kranken, sich als unzulänglich erweisenden Organismus beistehen in seinem Ringen nach Ausgleichung stattgehabter Gleichgewichtsstörungen. Was wir aber nicht können, ist: ein heute künstlich entworfenes „Krankheitsbild“ morgen mit einem eben so künstlich erfundenen Laq forttünchen. Wir können dieses Bild vielleicht übermalen, so daß wir selbst es nicht wiedererkennen; deshalb aber ist es noch nicht aus der Welt geschafft. Und was wir weder müssen noch dürfen, ist: an die Echtheit all der vielen „erhärteten Resultate“ glauben, all der hunderttausend Dinge, die in der heutigen Medizin als „einwandfrei feststehend“, „tausendfach erwiesen“ gelten. Wer die Mittel aus nächster Nähe sieht, mit denen hier der Glaube um jeden Preis erzwungen wird — Oberflächlichkeit, Autorität und Unwissenheit, Statistil, Todesfurcht und Seuchenschrecken, Kommando von oben und unten, Staatsdruck und Strafrichter —, Der muß Vieles für Trug und Irrthum

halten, worauf als „Wahrheit“ zu schwören heute Aerzte und Publikum nur allzu leicht geneigt sind. Ein beträchtlicher Theil Dessen, was heute vielfach als „Wissenschaft“ und „Wissen“ ausgegeben wird, ist durch willkürliche und einseitige Thatsachendeutung zu schwärzestem Aberglauben geworden. Unsere angeblich so exalt gewordene „medizinische Wissenschaft“ ist, was ihre Forderungen an den Glauben des Einzelnen anbetrifft, jetzt schon auf dem besten Wege, eine Religion zu werden. Wer heute, in der Ausübung seines ärztlichen Berufes gegen wissenschaftlich aufgestellte und staatlich privilegirte, noch so unhaltbare Dogmen verflöcht, läuft Gefahr — zwar nicht verbrannt, doch — vor Repergericht und Staatsanwalt geschleppt, mindestens aber aus der Gemeinde der Gläubigen gestossen zu werden.

Großlichterfelde.

Professor Dr. Ernst Schweningcr.



Unfruchtbare Schönheit.

Sch! lebe mitten in einer unbewohnten Stadt. Ringsum hat der Bau-
schwindel auf die leeren Vorstadtwiesen gestampft und allsahb sind überall
die rohen Backsteinmauern hervorgeschossen, die einen schnell wie Pilze nach dem
Regen, die anderen langsam und sprunghaft, wie es gerade der Bauherr aller
Bauherrn, das Geld, erlaubte. Anfangs stand das Alles wild genug durcheinander,
wie vom Sturm hergeblasen, regellos wie ein Urwald. Ganz all-
mählich aber wurden da und dort zwei, drei feste Straßenlinien sichtbar und
offenbarten herrlich die Weisheit des Magistrates, der in seiner Fürsorge hier
schon längst Festes und Fließendes geschieden hatte.

Nun sind aber die Häuser fertig und warten. Die Hausthür ist ein großes
Loch, die Fenster sind kleine Löcher; nackt und klar steht der Bau da, in strengster
Zweckmäßigkeit, das allertreueste Abbild des Baugebänkens. Thür und Fenster,
Treppen und Böden sind an ihrem Ort. Jetzt nur noch der wetterfeste Bewurf:
und die Miether können kommen.

Und wirklich: Jemand kommt; aber nicht die Miether, sondern der
Stuckateur. Denn der Stuckateur ist der Lieferant für einen wichtigen Artikel,
der noch fehlt: er liefert die Schönheit, — die Schönheit, die nicht Frucht des
Zweckgemäßen ist, sondern die auf die fertige Verkörperung des Baugebänkens
gehängt wird wie eine Schürze oder wie ein Hemd. Das Nützliche ist eine
Sache für sich, das Schöne ist eine Sache für sich. Die Leben, — die Schön-
heit! Den Zwischenraum zwischen Beiden füllen die Noth, der Hunger und die
Verzweiflung des Künstlers aus.

Unfruchtbare Schönheit! Schönheit, die nicht Frucht des Lebens ist,
Schönheit, die kein Leben fruchtet! Sie ist in den Gedichten, die Niemand liest,
in den Oelbildern, die Niemand kauft, weil sie in keinen Innenraum passen,
in den Plakatentwürfen, die man nicht brauchen kann, in den Bühnenwerken,
die niemals aufgeführt werden. Der heitere Apollon ist zum glühenden Moloch

geworden und hält seine Söhne, die Künstler, in einer verderblichen Umarmung fest. Wo ist die Schuld? Sicher nicht bei dem ehernen Gott; denn er wird geheigt, mit und ohne seinen Willen; er muß glühen und sengen, was nicht von ihm lassen will. Schuld ist immer da, wo die Möglichkeit einer befreienden That ist, nämlich bei den Menschen. Gebrannt Kind scheut das Feuer; auch der hungernde oder von Zweifeln gequälte Künstler wird endlich die unfruchtbare Schönheit in ihrer Feindschaft gegen die Evolution durchschauen lernen. Wie anders soll denn die Entwicklung zu den Menschen reden, wenn nicht durch Schmerzen, Lüste und Bedürfnisse? Verstehen wir denn überhaupt eine andere Sprache? Die Entwicklung heißt also den Moloch Apollon, daß er in allen Jugen knackt. Je größer die Blasen sind, die seine Berührung zieht, desto heller wird es in den Köpfen: so harmonisch ist der Mensch eingerichtet, daß es sogar von seiner Epidermis noch einen Weg zu seinem Hirn giebt.

In der Praxis wie in der Theorie der Künste überwuchert die idealistische Phrasie. Die Künstler haben zum zweiten Mal nach Goethe über das Leben einen Pyrrhussieg errufen. Sie werden sehen, daß sie sich damit den Tod erkämpft haben, den Tod des Objektes und den eigenen Tod. Sie haben den Klassikern die peinliche Unterscheidung zwischen Lebenswahrheit und Kunstwahrheit nachgedrückt und sehen sich nun mit ganz ungerechtfertigtem Staunen um das Leben in jedem Sinne geprellt. Denn erstens entschwindet das Leben ihren Objekten, das Gegenständliche und Eigentliche wird zum Schatten geschwächt; zweitens werden sie durch ihre Kunst vom modernen Kulturleben abgedrängt; drittens verzichtet das Leben darauf, ihre Kunst mit seinen Geldwerthen zu messen.

Aus all diesen Gründen strebt die Entwicklung triebhaft von der unfruchtbaren Schönheit fort, der konstruktiven Schönheit zu. Wir gehen aus unserer ästhetischen Hypertrophie einer großen ästhetischen Resignation entgegen, deren Inhalt wir freilich jetzt noch nicht bestimmen können. Aber wir werden den Weg gehen und haben alle Ursache, ihn so bald wie möglich anzutreten, herzlos gegen alle Opfer, erbarmungslos auch gegen uns selbst. Wir werden lernen müssen, in greifenhaftem Eigensinn oder in knabenhafter Ueberstürzung nach einer weltanschaulichen Harmonie zu streben, die es jetzt einfach in der Welt nicht geben darf. Bitte, ein Rundbild: Wie steht es mit all Demen, die sich eine Harmonie erzwungen haben? Sie fangen mit dem Leben an und hören — ach wie bald! — mit der unerhörtesten Lebensflucht auf. Sie harmonisiren sich prompt zum Dasein hinaus und ihre Stimmen aus der Wüste predigen laut und vernehmlich den einen Text: Feindschaft zwischen Leben und Ruhebedürfnis, Todfeindschaft zwischen Leben und allem Streben nach breiter, weltanschaulicher Harmonie! Ernste alte Männer predigen auf offenem Markt die Sünde wider den Geist: in tausend Tonarten singen sie das Rattenfängerlied von Goethe, von Gelassenheit, von Feiterkeit und Ruhe; als ob die Kraft, die den Dichter Goethe am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bildete, heute noch aus dem selben Menschenkeim einen Goethe bilden könnte!

Unfruchtbare Schönheit!

Aber tauchen wir mutig unseren Schönheitbegriff in das Stahlbad der Konstruktion, lassen wir ihn organisch wachsen; reden wir ihn aus auf der Streubank der unromantischen, unidealistischen Wahrheit. Der Naturalismus ist „über-

wunden“, die Zeit der Glendabysen ist vorbei; wissen wir denn wirklich noch, wie überwältigend, wie herrlich schön das Leben ist? Wird es diesmal endlich im Stande sein, all die alien Formen zu sprengen, in die sich der junge, tolpatschige Naturalismus von theoretisch quinquilirenden Rattenfängern hineinlocken ließ? Wird es sich hüten vor den verbrecherischen Künstlern, die es auf breiten Oelshwarten mit der „einheitlichen farbigen Weltanschauung“ verkluppeln wollen? Wird es vor Allem die alte, lebensschändende Schaubühne endlich verwandeln können, die bis jetzt noch immer der Tod der Wahrheit und die Hochburg der Lüge war? Nicht umsonst hat gerade die klassische Zeit die feinste, alexandrinischste Bühnenssthetik entwickelt; nicht umsonst war Schiller, grausam, kühn, unnatürlich, wild und frei, wie ihn Goethe mehrfach nennt, nicht umsonst war er Besitzer eines fabelhaften Blickes für theatralische Wirkung, der er alles Lebendige und Gegenständliche zu opfern befahl, bis auf die Schatten, für die allein „des Theſpis Wagen gezimmert ist.“ Wie die Metasthetik der Klassiker die feinste, so ist sie auch die letzte gewesen: bis auf den heutigen Tag wird an der Theaterkasse das Leben feierlich gemeuchelt und drinnen geht nur sein Gespenst um: die Thräne, wie Schiller sagte, die Impression, wie wir heute sagen. Jeder Dramatiker muß das Sachliche und Eigentliche der Vorgänge aus dem Wege räumen; nur durch diesen Ritualmord bahnt er sich den Weg zur Orchestra, deren Form sich wie eine Krankheit bis in die Gegenwart vererbt hat.

Wir haben Schopenhauer gehabt, den nothwendigsten, aber erbittertsten Pamphletisten auf jene treuherzige Wirklichkeit, von der wir hier reden. Das Sachliche und Eigentliche hat er auch aus unserem intellektualen Bereich entfernt; auch er ließ uns nur die Schatten, die Thräne, die Impression. Unfruchtbare Schönheit, unfruchtbare Weisheit! Wir aber haben den Beruf zum Leben; denn Leben, grausames, kalt- und klares Leben thut uns bitterlich noth.

Vollä: der Stuckateur ist fertig! Freundliche Architektur schmückt die vorher so öden Mauern. An der ganzen Fassade wimmelt es von Triebkräften, von Motivirungen und Besöhnigungen. Die unfruchtbare Schönheit hat ihren Tribut erhalten. Ja, er hat motivirt und „glaubhaft gemacht“, der Tausendkünstler, nicht zufrieden damit, daß doch ohnehin jeder Stein und jeder Vorsprung todtlicher an seiner Stelle verharrt, und zwar nach ganz anderen Gesetzen und Motiven als denen, die er soeben aufgestellt hat. Das ist es: falsche Triebkräfte werden ausgedrückt, Lügen sind die Stuckvoluten, Lügen sind die Säulen unter den Loggien, Lügen sind die Gesimse der Fenstergewänder, die Wölbungsprofile über allen Oeffnungen, Lügen sind die Fassadengliederungen, Lügen sind die Materialien. Darunter stecken aber die Eisenstienen, tief ins Mauerwerk eingebettet, und tragen mit ihrem vortragenden Häußel den Erker viel „glaubhafter“ als die Karyatiden, die sich ächzend und knirschend darunter winden.

Die Karyatiden winden sich in der That mit anerkennenswerther Bravour. Gunther, im Zweikampf mit Brunhilde, ächzt ganz erschrecklich und suchelt wild mit den Armen; Siegfried aber in der Tarnkappe thut den siegreichen Schuß und Sprung. So stehen wir. Ist es Recht, daß der Schwindler die Braut behält?

Selbstanzeigen.

Jüdische Schriften. Messias, der kommende jüdische Mann. Sturz der kirchlichen, Stabilirung der jüdischen Messiaslehre. 3 Mark.

Ich habe dieses Buch nicht geschrieben aus literarischer Eitelkeit, sondern aus Liebe zum Volk Israel. Darum soll es bei aller Massivität seines wissenschaftlichen Inhalts leichte Beweglichkeit bewahren. Jeder denkende, geistig interessirte, suchende Mensch, vornehmlich jeder „moderne“ Jude soll es lesen können. Kein schwerfälliger, wissenschaftlicher Apparat soll dem Leser die Aussicht in das messianische Land, das ich ihm zeigen will, versperren. Nur ein Buch muß bei der Lesung dieses Buches neben ihm liegen, wie bei der Lesung einer detaillirten Reisebeschreibung über neue, wenig bekannte Gegenden ein Atlas oder beim Studium der kriegsgeschichtlichen Detailschilderung einer besonders komplizirten Schlacht eine topographische Karte —: die Bibel. Ich habe absichtlich viele Bibelstellen, zumal wenn eine neue, richtige Uebersetzung nicht unbedingt nöthig war, nicht ausgeschrieben, sondern nur Bezug darauf genommen; nicht aus Gründen der Raumökonomie, so sehr ich diese Rücksicht im Allgemeinen walten lassen muß, sondern, ganz offen gesagt, um den Leser zu zwingen, selbst die Bibel aufzuschlagen. Sehr fromme und weniger fromme Juden („unfromme Juden“ giebt es nicht) sollen das Buch mit anregender Wirkung lesen können. Es moralisirt nicht, es „predigt“ nicht: es ist eine Reihe von absichtlich in möglichst weltlichem, modernem Stil gehaltenen, vielfach im Ton des „conférencier“ gesprochenen theologischen Reden; es frömmelt nicht, missionirt nicht, polemisirt nicht mit Ach! und Weh! und gefalteter Predigermiene gegen „Unglauben“ und Halbglauben; es postulirt überhaupt keinen „Glauben“, sondern es argumentirt, es demonstirt und soll der Erkenntniß eine Bahn bauen. Und gerade darum wird nur einer Kategorie von Menschen dieses Buch, dieses mein papiernes alter ego, in unwürdiger Feindschaft, in rücksichtsloser Kriegsbereitschaft entgegentreten, in der eifern festen, in den tiefsten Tiefen meines Bewußtseins verankerten Absicht, einen Krieg bis zum Neuesten gegen sie zu eröffnen, einen heiligen Freiheitskrieg, in dem dieses Buch gewissermaßen die erste Entscheidungsschlacht liefern soll: Das sind die Pfaffen, die Kirchenpriester aller Konfessionen.

Dr. Moriz de Jonge.

Jüdische Schriften. Jeschuah, der klassische jüdische Mann. Zerstörung des kirchlichen, Enthüllung des jüdischen Jesusbildes. 2 Mark. Beide Schriften erschienen in Berlin bei Hugo Schildberger.

Dieses Buch soll ein Bild bieten Jeschuahs von Nazareth, wie er in Wahrheit und Wirklichkeit war, wie er ein Jude war, wie er als Mensch lebte und lebte, wie er lehrte und wirkte als Lehrer und Prophet. Oder vielmehr: eine ganze Reihe von Bildern, die in ihrer Gesamtheit ein Totalbild des gewaltigen Einzigen darbieten. Oder vielmehr: eine lange Reihe von Reliefs auf jüdischem Hintergrunde, die ihn so plastisch zeigen, daß man ihn im Geiste greifen, fühlen, betasten zu können, wie Thomas körperlich den Auferstandenen griff und begriff. Plastik soll dieses Buch bieten, nicht Malerei oder Zeichnung. Und nicht ein Bild, sondern viele. Kein Rembrandt, kein Verhaegh und auch

kein Michelangelo könnten den konzentrierten Gehalt seines Wesens in einem Bilde gestalten. Einige Dugend Statuetten stelle ich auf, ausgegraben aus den tiefen Schächten der Evangelien, die die Kirche mit scholastischem Sand und dogmatischem Geröll verschüttet und verbedt hat. Und diesen Schutthaufen hat sie geschickt überlüncht, ein Kreuzifix auf ihm errichtet, hinter diesem eine Coulisse aufgestellt und auf ihr Schattenrisse, Silhouetten des Einzigen und Karikaturen des klassischen jüdischen Mannes angeheftet. . . . Rein: Das kann nicht unser größter jüdischer Bruder sein, rufen mit subjektiver Berechtigung unsere altgläubigen Juden, wenn sie den Kirchen-Jesus sehen, wenn er ihnen in der Theorie wie im Leben als ein Pietist à la Bingenborn, als der älteste Kirchenvater nach Art des unheiligen Augustinus, als der erste Professor der „Gottesgelahrtheit“, als der Vorläufer der Tholuck, Steinmeyer, Rastan oder Harnack, als das Urbild eines für preussisches Christenthum agitirenden Polizeiministers vorgestellt wird. Wie der erste Jeschuaß, der kleine Jeschuaß von Nun, als Führer von seinem Volke geehrt, geliebt und geachtet wurde und darum sein Volk in das Gelobte Land führen konnte: eben so sicher wird auch Jeschuaß der Große, der Einzige, als Meister und Führer in das Gelobte Land der Gotteserkenntniß anerkannt werden, wenn er als Jude seinem Volk vorgestellt wird. Und auch er bedarf eines Moses, der ihn dem Volke „vorstellt“. Aber dieser Moses ist nicht sein Vorgesetzter, wie Moses der Große der des kleinen Jeschuaß war, sondern umgekehrt: ich, der kleine Moses de Jonge, fungire in diesem Buch als demüthiger Diener Jeschuaßs des Großen, Gewaltigen, Einzigen. Als sein Garderobier, der vom Kirchenkostüm ihn befreit und ihm Stülck für Stülck die jüdischen Gewänder wieder anlegt, die er in Wahrheit trug, als Mensch, als Rabbi und Prophet.

Dr. jur. Moritz de Jonge.

Maulbronn. Die baugeschichtliche Entwicklung des Klosters im zwölften und dreizehnten Jahrhundert und sein Einfluß auf die schwäbische und fränkische Architektur. Straßburg, J. H. Ed. Heig.

Maulbronn ist ein altes Cisterzienserkloster im nordwestlichen Württemberg, dessen Vorzüge viel zu wenig bekannt sind. Es kann als die besterhaltene Klosteranlage Deutschlands aus dem Mittelalter gelten. Seine Loge ist herrlich, seine Bauten sind von außerordentlicher Schönheit. Sie stehen vor dem heutigen Betrachter wie ein Wunder ohne Anfang und Möglichkeit des Vergehens; und Viele ziehen verständnißlos daran vorüber. Allen, die Maulbronn kennen und lieben, habe ich gezeigt, wie die Entstehung der Gebäude zu denken sei und daß auch diese Kunstwerke mit den selben Augen geschaut werden müssen, mit denen wir modernen Schöpfungen gegenübertreten.

München.

Dr. Paul Schmidt.

Rothfeuer. Leipzig, 1904. L. Stadmann.

Zuerst ein Bekenntniß: Ich bin — trotz zwanzigjähriger schriftstellerischer Thätigkeit — „unberühmt“. Ich produziere mich weder als Messerschneider noch als Schlangenhändler, weder als Kahlrabi-Apostel noch als Quartalsäufer oder fliegenden Wursthändler. Ja, ich reise nicht einmal als bezahlter Reklame-Kutler

oder für eine Guanosfabrik. Und so was wäre doch das Wenigste, das ein deutscher Dichter thun sollte, um „von sich reden“ zu machen . . . Ich bedaure sehr, daß ich auf keinem dieser Gebiete gesündigt habe. Sonst wären meine ersten Gedichtbücher vielleicht nicht so wundervoll totgeschwiegen worden. Diesmal ein gleiches Geschick befürchten, hieße wahrlich, die vox angelica der sechsten Großmacht weniger hoch schätzen, als sie verdient. Nein: ich verehere sie. Mein Kottau ist so redlich wie sie selbst. Ich bin weder ein kapitalistischer Oelgäbe, noch besaunter Allermweltsaffe, noch krixtter Dintcher der „öffentlichen Meinung“; nur ein vogelfreier Poet ohne Clique und Eloqu. Hier, als Probe, ein paar Verse aus einem Gedicht meines neuen Buches:

Triumph des Lebens.

Habt Ihr den Tod gesehn, den Fabelgreis?
 Sein Flatterbart ist stäbchern weich und weiß.
 In seiner Hut die Sanduhr rennt und rinnt:
 In seinem Aug' die Blutgier brennt und sinnt.
 Aus Rache, daß er nimmer sterben kann,
 Fällt wie ein Wolf er alles Leben an.
 Bald hier, bald dort, zugleich an jedem Ort,
 Verschreibt er grinsend seine Spur mit Nord:
 Mit jedem Senzenhieb der Knochenhand
 Sireckt er viel Tausend stündlich in den Sand . . .
 Und doch! Ob er uns Tag und Nacht bedroht:
 Das Leben ist doch stärker als der Tod.
 Es sproßt an ihm empor millionenfach
 Und dröhnt ihm den Triumph des Siegers nach!

Ernst Kreowski.

Friedrich Nietzsche. Wien, Wilhelm Braumüller.

Aus jedem Werk Nietzsches den einheitlichen Grundzug hervortreten zu lassen und diese anscheinend so gegensätzlichen Gedankenwelten wieder in eine Entwicklungsreihe zu bringen, ist keine leichte Aufgabe. Ich will auch nicht behaupten, sie gelöst zu haben; aber redliche Mühe habe ich mir mit dem Versuch gegeben. Voraus geht eine biographische Skizze, in der das Verhältnis Nietzsches zu Wagner, Rohde und Anderen psychologisch gedeutet, seine Beeinflussung durch Goethe und Burckhardt gezeigt wird. In den beiden Schlusskapiteln wird Nietzsches Weltanschauung als „dionysischer Hedonismus“ aus dem pessimistischen Idealismus entwickelt. Dabei habe ich die These aufgestellt, daß nur der Materialist ein Recht habe, Optimist zu sein, der selbst nur erkenntnistheoretisch-metaphysische Idealismus in seinen logischen Konsequenzen aber zum ethischen Idealismus und durch diesen zum Pessimismus führen müsse. Auch habe ich mich bemüht, die ungemein dunkle Frage, inwiefern Nietzsches Weltanschauung eine konservative genannt werden muß, nach Arrien aufzuheilen.

Dr. Jakob J. Sellsdörfer.

Zwischen den Schlachten.

Sieh Vaterland, magst ruhig sein! Fest steht und treu neben der Preussischen Centralgenossenschaft'sse die Darmstädter Bank; auf sie könnte das Reich sich stützen, wenn bei der Konversion der zwanzig Millionen vierprozentiger Schatzscheine, die Anfang April fällig werden, ein peinlich zu tragender Rest bleiben sollte. Nun dürfen wir getrost in die Zukunft blicken. Ob die Emission dieser Schatzscheine und die merkwürdige, für Deutschland jedenfalls ganz ungewöhnliche Art ihrer Placirung in Amerika ein Meisterstück staatlicher Finanzkunst war: diese Frage wird bekanntlich von den Gelehrten noch immer sehr verschieden beantwortet. Viele hält wohl nur der begründete Respekt vor dem Talent und der Erfahrung des Reichsbankpräsidenten Dr. Koch von einer Verurtheilung der Transaktion zurück, bei der er sicher ein gewichtiges Wort mitzureden hatte, wenn sie nicht gar seinem Hien entstammte. Aber schließlich ist ja auch Homer manchmal eingenickt; und große Fehler haben durch differenzirende Züge ein Charakterbild erst von dem rosig gepinselten Durchschnitt ab. Immerhin können die Unternehmer des Geschäftes vom Jahr 1900 zur Entschuldigung auführen, daß vor dem deutschen schon der viel mächtigere englische Schatzminister die Hilfe des neuen money lender jenseits des Wassers anrufen und ihn himmelhoch gebeten hatte, sich doch gütigst der nothleidenden Bürgerschaft in der alten, ausgemergelten Welt annehmen zu wollen. Daß der Thron der Allbeglückter in Wall Street so rasch zusammenbrechen, daß die Konsols der englischen und die Schatzscheine der deutschen Regierung so bald wieder die Heimreise antreten würden, wagte damals, gegen die Autorität der Nahgebenden, natürlich also auch Wissenden, Niemand zu prophezeien. Das Endergebniß der Sache war und blieb eine Blamage, der man, um nicht aus dem Stil zu fallen, nun ein nicht minder blamables Nachspiel folgen ließ. Das Reich läßt sich bei einer so geringfügigen Operation, wie es die Umwandlung von 20 Millionen Mark vierprozentiger Schatzscheine in dreieinhalbprozentige ist, von der Darmstädter Bank garantiren, daß ihm keine Schatzscheine auf dem Hals bleiben, sondern jedes Quantum abgenommen werden soll, das etwa zur Bareinlösung präsentirt wird. Vorsicht ist, wie Figura zeigt, die Mutter der Weisheit des Freiherrn von Stengel. Nun ist ja Vorsicht gewiß eine sehr schätzenswerthe Eigenschaft; namentlich kann ein Finanzminister bei der Aufstellung des Budgets gar nicht vorsichtig genug sein. Aber Alles zu seiner Zeit; allzu deutlich erkennbare Vorsicht kann schädlich wirken. Der Würde der stattlichen Frau Germania entspricht es wohl kaum, daß sie sich bei einer Vappalie, wie es die Konversion von 20 Millionen Mark ist, auf die Bank für Handel und Industrie stützt. Die Hesse mögen sich freilich der Thatfache freuen, daß ein in heftigem Boden wurzelndes Institut dem Reich coram publico Ketterdienste leistet. Zur Bethätigung der wirklich rührenden und zweifellos heldenhaften Opferwilligkeit, von der die Darmstädter Bank bei dieser Gelegenheit ein Beispiel giebt, wird es nach menschlicher Berechnung ja nicht kommen — wenn nicht etwa vor dem ersten April die Welt untergeht —, den Anspruch auf eine moralische Anerkennung kann aber den am Schinkelpfah herrschenden Bankdirektoren Niemand bestreiten. Irigendwie muß sich der Freiherr von Stengel erkenntlich zeigen. Vielleicht überläßt

er sein Amt, das er nun schon lange genug bekleidet hat, um seine glänzende Bejähigung für etwas Anderes zu erweisen, Herrn Nießer. Dem thäte er damit gewiß einen großen Gefallen; und ob sich das Reich nach solchem Personenwechsel schlechter stünde, bliebe erst noch abzuwarten. Die schönen Zeiten des Staatsretterthumes wären dann freilich für die Darmstädterin vorüber; denn als Staatssekretär würde Herr Nießer sicher Alles vermeiden, was sein häßliches Gefühl für den Vorgesetzten Bernhard Dernburg bösen Menschen enthüllen könnte.

Der Rath, den Herr von Stengel bei der Rückversicherung seiner kleinen Konversion bewies, ist übrigens, nach Abzug Dessen, was auf das persönliche Konto des bajawarischen Helben geschrieben werden muß, nicht ganz ohne symptomatische Bedeutung. Ohne sich einzugeschieben, fürchtet sich Groß und Klein vor dem vielleicht bald nahenden Vendemain der frühlichen Feste, die an der Börse auf die Schreckenstage der Februarprolongation gefolgt sind. Man möchte sich gar zu gern einreden lassen, der russisch-japanische Krieg könne, weil aus dem fernen Osten keine irgenwie wichtige Nachricht mehr kommt, als kurbildender Faktor ausgeschaltet werden. Rußland und Japan? Ach ja, die zanken sich weit hinten in der Mandchurei und auf Korea. Schade um die Mühe, die das Ausschneiden der Kriegskarte aus dem Tageblatt gemacht hat. Das nennt sich Krieg? Rein zum Vachen, diese Seeschlangen-Epopöe über die ewige Schlacht vom achten Februar! Aber das Vachen ist doch nur erkünstelt. Die Vacher wissen ganz gut, daß nach der Ruhe morgen der Sturm kommen kann. Die Depeschen werden streng censurirt und kein verrätherischer Laut bringt durch den eisernen Vorhang, der das Kriegstheater dem Ohr und dem Auge sperrt. Wenn der Vorhang aber aufgeht, wird die Börse vermuthlich schnell das Vachen verlernen. Auch der kleine Thyssen, der in der letzten Zeit zum größten Mann herangewachsen ist, wird nicht im Stande sein, diese Schrecken zu beschwören; und selbst wenn die Aera der Fusionen uns mit einem Dreibund Gelsenkirchen, Schalke und Mülheim überraschte, würde der erste ernsthafte Zusammenstoß von Russen und Japanern die Börsianer in bleiches Entsetzen jagen. Noch weiß man nicht, wie viele Truppen die Japaner gelandet haben; mit Bittern und Zagen greift aber Jeder nach seiner Zeitung und dankt dem Himmel, wenn das Verhängniß wieder um vierundzwanzig Stunden hinausgeschoben scheint. Am Ende wird der Freiherr von Stengel doch Recht behalten. Wer kann sagen, in welcher Verfassung die Börse dem April begrüßen und ob sie in der Laune sein wird, ihr Ohr Scherzen und dem Reich Geld zu leihen? Wir müssen dem Schatzsekretär vielleicht bald jedes Tadelswörtchen abbitten und dankbar zu den Fenstern emporblicken, hinter denen die Herren Nießer und Dernburg im Interesse des Reiches schlaflose Tage verbringen. An Unheil kündenden Vorzeichen fehlt es wahrlich nicht. Seit den Zusammenbrüchen der beiden Reyer hat die stolze Welt unserer Finanz manchen Sturm erlebt. Bremen, Dresden, Berlin, Frankfurt: wohin das Auge schaut, Trümmer und Weichen. Und für Viele, die sich heute noch aufrecht halten, war der Februarultimo schon eine schwer zu überstehende Belastungsprobe. Noch ein Schlag, noch eine Deroute, wie sie eine Niederlage der Russen im Ru bringen könnte: und Zweig auf Zweig sähen wir fallen. Das wissen die Finanzregisseure genau und stehen deshalb im stillen Kämmerlein, daß sich wenigstens bis zum nächsten Ultimotermine nichts Sensationelles ereignen möge. Für den April

wird dann der Himmel in Gnaden sorgen. Sogar die mächtige Deutsche Bank, die sich das Bravourstück erlaubte, mitten in dem Hüllentzigen, der Ende Februar getarnt wurde, mit einer Terrain-Emission herauszukommen, hat die Lust an solchen Künsten allmählich verloren. Vor dem Partierre ruhig lächeln, scheinbar munter weiterspielen, während hinter der Szene die Börschmannschaft einen gefährlichen Brand zu ersticken versucht: dazu gehört ungewöhnliche Selbstdisziplin und Geistesgegenwart. Aber auch solchen Tugenden zieht die Menschenkraft ihre Grenzen. Wenn die Hitze auf den Brettern zu arg wird, werden die Herren der Deutschen Bank sich hüten, den Deuten noch länger Komödie vorzumachen. Jetzt ist in allen Wipfeln Ruhe. Keine Emission in Sicht. Ueberall sind Posten aufgestellt und jeder verdächtige Wanderer wird schon von Weitem angerufen. *Toujours en vedette* heißt die Forderung. Und bereits naht das zweite Quartal. Dürre ringsum. Herr Felig Gutmann leert mit Herrn Strobel pünktlich bei Dreffel Sekflasschen. Das erwartet die Welt von ihm und ein Gutmann läßt die Welt nicht vergebens warten. Aber das Bischen Flüssigkeit kann, selbst wenn die theuerste Marke gewählt wird, den befruchtenden Regen nicht ersetzen, nach dem im Bereich der Banken und Börsen Jedermann lechzt.

In so brennender Sehnsucht lechzt, daß jedes winzige Wetterzeichen als Symptom einer Weltwende gedeutet wird. Der Türken Sultan hat sich mit dem Fürsten von Bulgarien verständigt: und sofort heißt es, nun sei auf dem Balkan nichts mehr zu fürchten. Als ob der Werth papierner Abmachungen im Orient höher wäre als im Occident; als ob Makedonen und Armenier, wenns erst wieder warm wird, Abd ul Hamid und Ferdinand um die Erlaubniß bitten würden, loszuschlagen und Bomben werfen zu dürfen. Der Börse genügt das Stückchen Papier als Stütze des Rentenmarktes. Sie begrüßt sogar die dürftige Novelle zum Reichsteuergesetz fast wie eine frohe Botschaft. Und haben nicht die Oberschlesischen Walzwerke den Verkaufspreis fürs zweite Quartal erhöht? Sind Bochum, Laura, Harpener, Sibernia, Rheinische Stahlwerke nicht ganz hübsch hinaufgeklütert? Hat Gellertkirchen sich nicht leidlich gehalten? Dagegen bedeuten kleine Unfälle à la Brendel, Roehne, Horn nichts. Gefährlich, schmunzelt der Haussier, könnte nur der Krieg werden: und der bleibt sicher lokalisiert und schreckt die europäischen Mächte schon heute nicht mehr: sonst wäre der Deutsche Kaiser nicht ins Mittelmeer gefahren. Wer hoffen will, findet immer ein Pölmchen, an das er den Wunsch klammern kann. Unsieht, den unbefangenen Beobachtern, der Himmel ziemlich dunkel aus. Jeder Interessite aber hat seine besondere Brille. Das lieh sich schon aus den Bankbilanzen der letzten Zeit erkennen; ein lohnendes Kapitel vergleichender Psychologie wäre darüber zu schreiben. Und nun erst die Kleinen und Kleinsten, deren zusammengeballte, dem selben Interesse dienstbare Macht stets Eintagsfolge, manchmal auch Wochenwirkungen zu erzielen vermag! Sie brauchen das rothe Licht und zauberns für ein Weißchen immer wieder herbei. Was bedeutet denn die Meldung, die Börse habe die Woche in Haussstimmung geschlossen? Etwa, daß ernste Gründe für eine bessere Auffassung der Lage sprechen und man den Trübsinn verbannen dürfe? Rein: sie verbräunt nur die wirtschaftlich weniger werthvolle Thatsache, daß in Berlin (und nicht nur in Berlin) die Hausspekulation heute noch stärker ist als die Tigerpartei.

Dis.

Notizbuch.

Unerbliches Gerede. Reichstag und Landtag in schönem Wettstreit. Am Königsplatz über Soldatenmißhandlungen, Mandoer, Luzus im Offiziercorps, Militärmomane; in der Prinz Albrecht-Straße über Eisenbahnen, Grundsätze der Staatsverwaltung, Fremdenpolizei, Dänen, Polen, Welsen, über die Pflicht, die Sozialdemokratie zu zähmen, zu zerschmettern. Eine Zeit parlamentarischer Passion. Und ein wahrer Segen, daß die Zeitungsberichte fast unlesbar sind; denn was der nicht der Verlagspolitik dienssbare Abgeordnete sagt, wird so unverfälscht entstellt, daß es wie das Gelächel eines Narren klingt. So wird der Bürger schnell von dem Versuch abgeschreckt, sich vom Kassettisch aus durch das Dicksicht zu winden. Einzelne gute Aehren; die beste hielt Herr Stoecker, der den alten Impetus, die alte Kraft wieder fand und von seinem Standpunkt eines preussisch frommen Christen so wirksam fürs schwarzweiße Heer und gegen die rote Rote sprach, daß er eine Stunde lang der Exponent der ganzen im Reichstag vertretenen Bourgeoisie war und vom Kriegsminister nach Verdienst mit einer ehrfürchtigen Reigung des Hauptes belohnt wurde. Freisch, lustig und tapfer, wie fast immer, auch Herr Jordan von Roeder, der nach dem Zugeständniß, mancher kleine Garbelieutenant sehe auf der Straße wie ein „Fagel“ aus, zu rechter Stunde an die allzu lange schon vergessene Thatsache erinnerte, daß selbst solche Fagles mit Anstand fürs Vaterland zu sterben wissen. Das Meiste natürlich den Preßstimmen des letzten Semesters nachgeschwapt. Quark, der durchs Treten breit, nicht stark wird. Preußen und die Verbündeten Regierungen rednerisch besser als sonst betreut. Der Unparteiische konnte nicht verkennen, daß die Herren von Einem, Budde, von Rheinbaben stärkere Argumente und eine feingrännere Ausdrucksform hatten als ihre Gegner. Besonderes Lob verdient Herr von Einem; unermüdlich, zäh und mit einem Glan, der auch den Zweifler mitreißt. Dabei kein Plauderer und Pointenjäger wie der Kollege Kanzler, sondern ein Mann, der seinen Stoff beherrscht und nur über gründlich durchgearbeitete Dinge spricht. Nicht so sicher und fein wie der zweite Broussart, dem er nachahmt. Der hatte Humor, hatte etwas Ruspisches in sich; und Einem kann einstweilen nur pathetisch oder wüthig sein. Doch gegen Wofler ein Genie; common sense und die Behendheit eines alten Parlamentsstrategen. Schade, daß auch er unkluge Reizungen nicht mied. Er durfte nicht thun, als könnten Juden im deutschen Heer Offiziere werden, wenn ihre Leistungen genügen. Durfte sich nicht erst das Gesändniß abzwängen lassen, daß er der Regimentskommandeur war, der den Prinzen Prosper Arenberg unter die Westfälischen Kürassiere aufnahm. Durfte namentlich nicht leugnen, daß der Erbprinz von Meiningen wegen seines Mißhandlungserlasses das Corpskommando verloren hat. Nur wegen dieses Erlasses; und die brüste Verabschiedung wurde so sehr als Strafe und Kränkung empfunden, daß der Kriegsherr sich nachher entschließen mußte, durch Verleihung einer Generalinspektion den Großwichtigen Bundesfürsten zu sänftigen. Immerhin kann die Armee froh sein, daß sie Herrn von Einem hat; in Abwehr und Angriff war er fast stets Sieger und den Sozialdemokraten haben die Hauptschläge und Scharnügel keinen Vorber gebracht. Sie übertrieben, waren allzu sentimental und trugen unfokurierte Beschwerden ins Haus. Konnten selbst auch wieder merken, wie der dresdener Parteitag ihrem Ansehen geschadet hat. Der alte Respekt ist fort. Herr Bebel, der auch diesmal wirksame Momente schöner Weibenschaft hatte, schien ein Bischof

müde und sprach zu oft und zu lange. Werkwürdig war sein Gelöbniß, in einem gerechten Krieg zur Vertheidigung des Vaterlandes mit den Genossen den letzten Blutstropfen zu opfern. In Dresden hatte er geschworen: „Ich will der Todfeind dieser bürgerlichen Gesellschaft und dieser Staatsordnung bleiben, so lange ich lebe, um sie in ihren Existenzbedingungen zu untergraben!“ Das würde eine feindliche Armee schneller besorgen; und aus den Ruinen der Staatsordnung könnte endlich dann die sozialistische Gesellschaft erbühen. Warum also zur Vertheidigung eines gehähten, unerträglichen Zustandes den Finger rühren? Herr Bebel ist kein Heuchler; nur eben ein von Stunde und Stimmung abhängiger Mann, der akustische Wirkung sucht und verächtlich lächelt, wenn man ihm die Optik des Handelnden empfiehlt. Sein neuestes Gelöbniß beweist, wie ungefährlich die dresdener Drohung ist. Uebrigens muß man dem General Colmar von der Goltz zustimmen, der gewarnt hat, die bösen Reden und Schriften gegen das Heer allzu tragisch zu nehmen. Daß es den Offizieren widrig ist, nach hartem Dienst täglich am Pranger zu stehen, kann man begreifen; auch, daß sie die Gelegenheit herbeisehnen, in einem Krieg zu zeigen, was sie dem Land leisten. War so bitter ernst ist der Fehderuf der Demokraten ja aber nicht gemeint. Die wirklichen Schäden sehen sie kaum. Und was kommt bei dem ganzen Gerede heraus? Der Abgeordnete Ding polemisiert gegen den Kollegen Kunz und die Korona entscheidet dann, wer mehr Blutige abbekommen hat. Ein kindliches Spiel. Ist obenbrein noch bewiesen, daß nicht jeder Lieutenant ein männlich keusches Leben führt, so wird Viktoria geschossen. Ein großer Theil aller Mißstände wäre beseitigt worden, wenn der Reichstag den Willen ausgedrückt und durchgesetzt hätte, die Vöhmung der Offiziere und Unteroffiziere zeitgemäß, also beträchtlich erhöht zu sehen. Doch die üblichen Volksvertreter wollen nur Reden halten und Reden hören. Tage lang, Wochen lang. Der Effekt ist denn auch danach. In den Ministerien bleibt wichtige Arbeit unerledigt, weil der vom Dezerementenstab umgebene Ressortchef sich im Parlament herumzanken muß. Dem frommen Bürger wird in seinem Blättchen erzählt, die Sozialdemokraten seien zerprügelt, dem unfrommen Proletariat in der rothen Presse verkündet, die Regierung sei unter Babels Streichen schmachlählig zusammengebrochen. Alles bleibt häßlich, wie es war. Und im nächsten Jahr fängt beim selben Reichshaushaltskapitel die selbe Geschichte wieder von vorn an.

In der grauen Gangeweile des unendlichen Schwebes labte ein Intermezzo den Blick. Einer der bayerischen Bevollmächtigten zum Bundesrath, Generalmajor von Endres, nach allen Regeln der Fechterkunst Herrn Heinrich Ernst Müller ab. Dieser Treffliche ist in Bayern geboren, war dort Staatsanwalt, ist jetzt in Alschaffenburg Landgerichtsrath (nennt sich in Kürschners Reichstagsalmanach nebenbei noch „Staatswissenschaftlichen Schriftsteller“), vertritt aber einen meiningischen Reichstagswahlkreis. Redet de omnibus rebus et quibusdam aliis. Immer oben auf, nie um Bollesbreite unter der Oberfläche. Auf Gemeinplätzen ein Bayard. Wurde von dem kongenialen Grafen Bülow deshalb „ein geistvoller Mann“ genannt. Der Wehtheit ist er ein Gräucl; doch mildert die Komik der Persönlichkeit den Haß. Ein lebendes Zeugniß für den Niedergang des deutschen Liberalismus; solche Typen wurden früher nicht aus dem dunklen Gehege der Bezirksvereine ans Licht gelassen. Alles jauchzte dem Abgeordneten Garb von Oldenburg zu, als er neulich Herrn Eugen Richter beschwor, dem Unfug müllerischer Massenrederei ein Ende zu machen.

Doch Richter ist krank, des Faders müde und der Right Honourable Müller-Reiningen offenbar so betriebsam, daß die Fraktionsgenossen ihn nicht unterkriegen. Er spielt mit Vorliebe den Kernbäyrern; wenns den Meiningern recht ist, dürfen wir nichts dagegen sagen. Als er nun für Zeit und Ewigkeit festgestellt hatte, daß die bayerischen Offiziere gebildeter seien als die preussischen, nahm ihn sich der Generalmajor von Endres vor. Ein geschickter Redner, der sogar sein Stottern pflüssig auszunutzen versteht; und ein Mann, der längst schon den Wunsch hat, in Berlin sich an der Sonne zu wärmen. Daß er die Behauptung wagte, das bayerische Offiziercorps danke seinen besten Besitz dem Fleiß der preussischen Kameraden, werden ihm nicht nur Sigls Erben verargen. Jedes Wort aber, das er gegen das partikularistische Gespitz seines Landsmannes sprach, traf eine wunde Stelle. Es war erquickend, zu hören, wie er über die zwischen Preußen und Bayern in Krieg und Frieden herrschende Kameradschaft sprach. Und allertieft war die Grazie, mit der er Herrn Heinrich Ernst Müller abschlachtete. Dürfen wir, fragte er, einen Menschen gebildet heißen, der sich weiter in den Vordergrund drängt, als es die Bedeutung seiner Persönlichkeit erlaubt? „Schallende Heiterkeit“. Die Fäden flogen nur so. Nach einer nicht gerade heldenhaften Erklärung des bayerischen Meiningers nahm Herr von Endres die persönlich kränkenden Worte zurück. Warum nicht? Wie hoch Heinrich Ernst von den Kollegen eingeschätzt wird, lehrt ja die vom Stenogramm bezeugte Thatsache, daß jedesmal gelacht, gehöhlt, gewiehert wurde, wenn der Generalmajor mit stoßernsthafter Miene sagte: „Der Abgeordnete Müller-Reiningen ist ein geistreicher Mann“.

Weniger erquicklich war, daß in dem Gerede über die neuen Militärromane die Herren Beyerlein, Bilse und Graf Vaudissin wie gleichwerthige Potenzen behandelt wurden. Dieses ungerechte und unkluge Verfahren darf nicht ohne Widerspruch bleiben. Herr Beyerlein ist ein ungewöhnlich begabter, ernstester Schriftsteller, der literarische Achtung verdient und den auch das Offiziercorps nicht zu den Feinden zu zählen hat. In seinem Schauspiel „Japfenstreich“ — von dessen unpoeetischer Lächerlichkeit und theatraalischer Kraft zu reden sein wird, wenn wir nächstens hier die Dramenernte des Jahres betrachten — hat kein Offizier eine Bösewichtrolle und ich begreife nicht, warum dieses Stück, aus dem alle Chargen des Heeres Etwas lernen können, von den Militärbehörden in den Bann gethan worden ist. Und der Roman „Jena oder Sedan?“ zeigt uns Offiziere, die als Mustere Exemplare ihres Standes gerühmt werden dürfen. Zufällig las ich neulich eine Rede, die der Generalmajor von Kloeber bei einem Kriegervereinsfest gehalten hatte. Darin ist von Beyerleins Roman gesagt: „Was mir das Buch besonders sympathisch macht, ist die unverhohlene Werthschätzung der alten Armee von 1870, der Armee unseres Heldenkaisers in ihrer Anspruchslosigkeit, ihrer unbegrenzten Hingebung und Treue.“ Ein Buch, das so auf einen alten Soldaten wirkt, gehört sicher nicht auf den Schmähschriftenindex. Freilich ist Herr von Kloeber nicht mehr im aktiven Dienst und, wie es scheint, ein Mann, der den Muth zu eigener Meinung hat. Kein Redekünstler, doch ein famoser Mörzler vom Schlage fontanischer Frondeurs. Er glaubt nicht, daß wir ein zweites Jena zu fürchten brauchen; aber er sieht mit Besorgniß die Amusirsucht, die Streberei und Großsprechererei, die Neigung, immer dabei zu sein und den wingigsten Vorgang zum weltgeschichtlichen Ereigniß aufzubauen, und versteht, welche Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens Herrn Beyerlein den Vergleich mit nach-

freijüdischen Zuständen suggerierten. Das könnte auch ein Kriegsminister verstehen. Oder dämmert solches Verständnis den Generalen wirklich immer erst, wenn sie abgezägt sind und im Vorzimmer kein Bursche mehr ihrer Befehle harret?

* * *

Aus Wien erhielt ich den folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr Harden, gestatten Sie mir, einem Ihnen Unbekannten, einige Worte und eine Bitte; Veranlassung hierzu ist der Aufsatz des Grafen Ernst zu Reventlow, 'Ehebruch und Standesehre' in der 'Zukunft' vom zwanzigsten Februar 1904. Da heißt es: 'Der einzige Offizier, der sich aus dem sorbacher Schiffbruch gerettet hat . . .' Das entspricht nicht den Thatfachen. Nicht nur Lieutenant B., der hier gemeint ist, sondern auch Andere haben sich aus diesem 'Schiffbruch' gerettet. Es ist nicht meine Absicht, über diese Dinge zu reden; nur seien mir da einige Worte der Abwehr gestattet, wo es sich um mich selbst handelt. Wenn Lieutenant B. der Einzige war, der sich aus dem Schiffbruch gerettet hat, so sind die Anderen doch darin untergegangen. Das ist auch die weitverbreitete Meinung, die ich aber wenigstens für meine Person berichtigen möchte. Auch ich war einer der sorbacher Offiziere und bin in der unerhörtesten Weise kompromittirt und auf schamlose Weise verleumdet worden. Zum Theil ist inzwischen erwiesen worden, daß es sich eben nur um böswillige Verleumdungen gehandelt hat, zum anderen Theil wird es noch erwiesen werden; leider ist mir nicht leicht, alle Verleumdungen bis ins Kleinste nachzuweisen, da meine Frau, gegen die sie in der Hauptsache gerichtet sind, nicht mehr unter den Lebenden weilt. Ich möchte aber nicht unterlassen, auch hier noch einmal ausdrücklich zu erklären, daß meine verstorbene Frau Margarethe auch nicht der geringste Vorwurf treffen kann, sondern daß es sich nur um einen böswilligen Racheakt gegen sie und mich gehandelt hat. Daß auch ich bei der sorbacher Affaire nicht belastet war, geht aus dem Wortlaut der Bewilligung meines Abschiedsgesuches für jeden militärischen Dinge Kundigen klar hervor. Und in der That habe ich, nachdem ich fast sechs Monate schwer krank gewesen war und eine sehr bedenkliche Schädeloperation überstanden hatte, schon Ende Oktober, gleich nach meiner Rückkehr vom Urlaub, meinen Abschied wegen eines Ohrenleidens erbeten, also vor der meher Kriegsgerichtsverhandlung; mein Abschiedsgesuch hatte mit der Verhandlung gar nichts zu thun. Der Abschied wurde mir dann genau so genehmigt, wie er erbeten worden war. Schon lange hatte ich die Absicht gehabt und geäußert, meinen Abschied aus dem aktiven Heere zu erbitten und mich dem juristischen Studium wieder zuzuwenden. Das ist jetzt geschehen. Was mich betrifft, kann also von einem Schiffbruch nicht die Rede sein. Mit der vorzüglichsten Hochachtung Ihr sehr ergebener

Danz Koch."

* * *

Ein österreichischer Leser schreibt mir:

„In einem Oktoberhefte der 'Zukunft' stand der Artikel 'Amoralische Kriegsführung'. Der Verfasser, Herr Professor Dr. von Pfugl-Harttung, klagte darin, daß historische Ereignisse von verschiedenen Menschen so verschieden beurtheilt werden. Wie wahr Das ist, dafür sollte mir gerade der genannte Artikel einen gewiß unerschütterlichen Beleg liefern. Denn als ich ihn neulich in einem Freundeskreise vorlas, regte sich gegen die Behauptungen Pfugl-Harttungs beinahe übereinstimmend ein eben so heftiger Widerspruch, wie ihn Pfugl-Harttung gegen seinen Gegner, den

Geichtschreiber Koloff, erhoben hat. Ich bin so frei, Ihnen Einiges davon mitzutheilen. Koloff hat in seinem Werk „Napoleon I.“ die Niedermegelung von dreitausend — nach anderer Fassung zweitausend — in Jassa gefangenen Türken durch folgende Bemerkung zu rechtfertigen gesucht: Die erste Rücksicht des Feldherrn, das Wohl der eigenen Armee, machte diese Grausamkeit unvermeidlich. Pflugl entgegnet, die erste Rücksicht des Feldherrn sei nicht das Heil der eigenen Armee, sondern der Sieg, das Niederwerfen des Feindes. Damit begeht Pflugl den Erstfehler aller Polemiker: er giebt den Worten seines Gegners nicht die vernünftigste, sondern die unvernünftigste Deutung. Mindestens hat er offene Thüren eingerannt. Denn daß das Niederwerfen des Feindes der Endzweck des Krieges ist, hat noch Niemand geleugnet, auch Schwarzenberg nicht; und Koloff könnte sogar hinzufügen: „Eben deshalb habe ich das Heil der Armee die erste Rücksicht des Feldherrn genannt, weil die Armee das Mittel zu diesem Zweck ist.“ Eine Meinungsverschiedenheit kann nur darüber walten, ob dieses Ziel im Allgemeinen oder im Besonderen durch eine offensive Taktik nach der Art Karls des Zwölften oder durch eine vorsichtig defensive nach Art des Fabius Cunctator eher und sicherer erreicht wird. Der Satz von der ersten Rücksicht ist also nicht falsch, wie Pflugl meint, sondern Pflugl hat ihn nur falsch gedeutet; er hat nicht widerlegt, was sein Gegner sagen wollte, sondern er hat seinem Gegner Das sagen lassen, was er widerlegen wollte. Dem schroffsten Widerspruch aber fand der folgende Satz Pflugls: „Erstaunt sieht man: auf der einen Seite werden Wehrlose mit Bajonnettstichen abgeschlachtet, auf der anderen werden Gefangene dem Heer des Siegers als ehrliche Soldaten eingereiht, und zwar zu einer Zeit, wo das Nationalgefühl noch schwach entwickelt war und die Truppen zum großen Theil aus geworbenen Berufsoldaten bestanden, die halb diesem, halb jenem Landesherrn dienten, wenn er nur zahlte. Und diese zwei himmelfernen Dinge sollen auf gleichen humanitären Anschauungen beruhen!“ Das behauptete nämlich Koloff. Daraus wäre zu entgegnen: Was humanitärer sei, mag noch dahingestellt bleiben; amoralischer ist unter allen Umständen die erzwungene Einreihung gefangener Feinde in das eigene Heer. Aber was Pflugl von seinen Gegnern sagt: „Es handelt sich hierbei nicht allein um abgestumpftes Moralgefühl, sondern — mildernd müssen wirs hinzufügen — auch um unklares Denken. Das verräth in unserem Fall schon der Stil!“ gerade Dies scheint mir — ich bitte um Vergebung — auf keinen Anderen so gut zu passen wie auf Herrn von Pflugl und seine Aeußerung. Denn eine Entstellung der Thatfachen durch stilistische Kunstgriffe muß man es nennen, wenn Pflugl die Niedermegelten einfach als „Wehrlose“ bezeichnet, um uns vergessen zu lassen, daß diese Wehrlosen sofort wieder wehrhafte Gegner geworden wären, wenn man sie nicht daran gehindert hätte. Ob aber Bonaparte in seiner damaligen erpöckten Lage dieses Ziel auf andere Weise erreichen konnte und welche Gefahr damit verbunden war, läßt sich heutzutage kaum noch ermesen. Gefährlich war es jedenfalls und es ist viel wahrscheinlicher, daß Bonaparte die Schonung der Gefangenen als unvereinbar mit seinen nächsten Pflichten gegen die eigene Armee erachtete, als daß er durch ihre Niedermegelung ein Exempel statuiren wollte, „das den Schrecken seines Namens weit in den Orient hinein verbreiten sollte“, wie Pflugl behauptet. Wäre Das Bonapartes Absicht gewesen, so hätte er sicher nicht befohlen, solche Vorsichtsmaßregeln zu treffen, daß nicht ein Einziger von ihnen entrinne.“ Im Gegentheil: er hätte Einige entrinnen lassen. Einen noch schlimmeren stilistischen Kunstgriff enthält der Ausdruck: „zu ehelichen

vor Darwin am Deutlichsten ausgesprochen hat, wie Ernst Haeckel selbst erklärt. Schon in der kleinen Schrift „Von den verschiedenen Rassen der Menschen“ (1775) deutet der Philosoph die Möglichkeit eines phylogenetischen Stammbaumes der Vebewelt an. Besonders merkwürdig ist aber eine längere Stelle in der „Kritik der Urtheilskraft“ (1799); eine Stelle, so frappirend, daß Otto Viebmann sie in seiner „Analytis der Wirklichkeit“ mit Recht ein leidhaftiges Programm für den Darwinismus genannt hat. Sie lautet: „Es ist rühmlich, vermittels einer komparativen Anatomie die große Schöpfung organisirter Naturen durchzugehen, um zu sehen, ob sich darin nicht etwas einem System Aehnliches, und zwar dem Erzeugungsprinzip nach, vorfinde; ohne daß wir nöthig haben, beim bloßen Beurtheilungsprinzip (das für die Einsicht ihrer Erzeugung keinen Aufschluß giebt) stehen zu bleiben und muthlos allen Anspruch auf Natureinsicht in diesem Felde aufzugeben. Die Uebereinkunft so vieler Thiergattungen in einem gewissen gemeinsamen Schema, das nicht allein in ihrem Knochenbau, sondern auch in der Anordnung der übrigen Theile zu Grunde zu liegen scheint, wo bewunderungswürbige Einsalt des Grundrisses durch Verkürzung einer und Verlängerung anderer, durch Einwickelung dieser und Auswickelung jener Theile eine so große Mannichfaltigkeit von Spezies hat hervorbringen können, läßt einen (obgleich schwachen) Strahl von Hoffnung in das Gemüth fallen, daß hier wohl Etwas mit dem Prinzip des Mechanismus der Natur, ohne welches es überhaupt keine Naturwissenschaft geben kann, auszurichten sein möchte. Diese Analogie der Formen, sofern sie bei aller Verschiedenheit einem gemeinsamen Urbilde gemäß erzeugt zu sein scheinen, verstärkt die Vermuthung einer wirklichen Verwandtschaft derselben, in der Erzeugung von einer gemeinschaftlichen Urmutter, durch die stufenartige Annäherung einer Thiergattung zur anderen, von derjenigen an, in welcher das Prinzip der Zwecke am Meisten bewährt zu sein scheint, nämlich dem Menschen, bis zum Polyp, von diesem sogar bis zu Moosen und Flechten und endlich zu der niedrigsten und merklichen Stufe der Natur, zur rohen Materie: aus welcher und ihren Kräften nach mechanischen Gesetzen (gleich denen, wonach sie in Kristallergzeugungen wirkt) die ganze Technik der Natur, die uns in organisirten Wesen so unbegreiflich ist, daß wir uns dazu ein anderes Prinzip zu denken genöthigt glauben, abzustammen scheint. Hier steht es nun dem Archäologen der Natur frei, aus den übriggebliebenen Spuren ihrer ältesten Revolutionen, nach allem ihm bekannten oder gemuthmachten Mechanismus derselben, jene große Familie von Geschöpfen (denn so [als Familie] möchte man sie sich vorstellen, wenn die durchgängig zusammenhängende Verwandtschaft einen Grund haben soll) entspringen zu lassen.“ Damit ist also in nuce schon die ganze, durch Haeckel im Einzelnen ausgebildete Theorie der Entwicklungreihe von der Urzeugung bis zum Menschen ausgesprochen. Kant geht sogar über die Darwinisten hinaus, wenn er in der „Anthropologie“ (1798) meint, es frage sich, „ob nicht auf die selbe zweite Epoche [der Urgeschichte] bei großen Naturevolutionen noch eine dritte folgen dürfte, da im Orang-Utang oder im Schimpanse die Organe, die zum Gehen, zum Befühlen der Gegenstände und zum Sprechen dienen, sich zum Gliederbau eines Menschen ausbildeten, deren Innerstes ein Organ für den Gebrauch des Verstandes enthielte und durch gesellschaftliche Kultur sich allmählich entwickelte.“ Hier tritt Kant also für die Möglichkeit der Abstammung des Menschen von jetzt lebenden Affen ein, — eine Hypothese, die nur von Ignoranten oder Solchen, die schlechten Willens sind, der heutigen Entwicklungslehre zugeschrieben wird. (Daß im Uebrigen der-

artige Aeußerungen mit einer ernsthaften Auffassung des kantischen Idealismus nicht vereinigt werden können, unterliegt keinem Zweifel; die Windigkeit der „empirischen Realität“ nämlich, wenn ich so sagen darf, ist von den eigentlichen Sachkennern längst durchschaut worden.) Das gesammte Material über „Kant und Darwin“ hat der Zoologe Max Schulze in einem besonderen Buch verarbeitet. . . Nun noch einige Worte über Kants Verhältniß zur preussischen Regierung. Sie sagen, König und Ministerium hätten ihn am Liebsten vom Lehrstuhl gejagt. Das trifft für eine gewisse Periode vollkommen zu. Die Edikte Friedrich Wilhelms des Zweiten und seines berücktigten Ministers und ehemaligen Predigers Wöllner sind sicher kein Ruhmesblatt in der Geschichte Preussens. Aber nicht nur war die Lage in der Zeit Friedrichs des Großen ganz anders: selbst zu Beginn der Regierung seines Nachfolgers ist der von aller Welt gefeierte Denker auch in Berlin noch sehr wohlgekommen. Zunächst kenne ich kein Dokument, wodurch jemals einem Gelehrten der Beweis größerer Werthschätzung geliefert worden wäre als durch den Brief des Freiherrn von Zedlig an Kant vom einundzwanzigsten Februar 1778. Das Schreiben ist zu charakteristisch, als daß ich es hier nicht vollständig wiedergeben sollte. Es lautet: „Ich höre jetzt ein Kollegium über die physische Geographie bei Ihnen, mein lieber Herr Professor Kant, und das Wenigste, was ich thun kann, ist wohl, daß ich Ihnen meinen Dank dafür abstatte. So wunderbar Ihnen Dieses bei einer Entfernung von etlichen achtzig Meilen vorkommen wird, so muß ich auch wirklich gestehen, daß ich in dem Fall eines Studenten bin, der entweder sehr weit vom Kaihsederstich oder der der Aussprache des Professors noch nicht gewohnt ist: denn das Manuskript des Herrn Philipp, das ich jetzt lese, ist etwas undeutlich und manchmal auch unrichtig geschrieben. Und er scheint bei manchen Stellen so sehr auf Ihren Vortrag Acht gehabt zu haben, daß er bei vielen wirklich wichtigen Gegenständen nur eben so viel angemerkt hat, daß Sie solche erklärt haben, wie aber — : Das war eben der Vortheil des nahestehenden Zuhörers, den ich nicht habe. Indessen wächst durch Das, was ich entziffere, der heißeste Wunsch, auch das Uebrige zu wissen. Ihnen zuzumuthen, daß Sie Ihr Kollegium drucken lassen: Das wäre Ihnen vielleicht unangenehm; aber die Bitte, dürfte ich, könnten Sie mir nicht verjagen, daß Sie mir zu einer Abschrift eines sorgfältiger nachgeschriebenen Vortrages behilflich wären. Und können Sie mir Dieses auch gegen die heiligste Versicherung, das Manuskript nie aus meinen Händen zu geben, nicht gewähren, so diene dieses Schreiben wenigstens dazu, Ihnen die Versicherung zu geben, daß ich Sie und Ihre Kenntnisse ganz unaussprechlich hochschätze und daß ich mit einer diesen Verdiensten entsprechenden Verehrung bin Euer Hochadelgeboren ganz ergebenster Diener Zedlig.“ Schon vorher, 1777, als Kants Schüler und Freund Markus Herz seine Vorlesungen in Berlin eröffnete, war Zedlig einer der ersten und aufmerksamsten Hörer gewesen. Im Jahr 1778 wurde der königsberger Professor von dem Minister mehrfach dringend gebeten, einen Ruf nach Halle an die damals größte preussische Universität anzunehmen. Kant lehnte ab; weniger wohl aus Liebe zur Vaterstadt, wie man zu erzählen pflegt, als seiner in äußeren Dingen stark konserватiven Veranlagung wegen, die ihn vor allen Neuerungen und Lebensänderungen zurückschrecken ließ. Einige Jahre später hat Kant durch die Widmung seines Hauptwerkes, der Kritik der reinen Vernunft, dem hochachtbaren Ranke ein Denkmal der Freundschaft gesetzt. Unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten blieb Zedlig noch etwa zwei Jahre im Amt. Als der König im September 1786 zum ersten Mal nach

Königsberg kam, mußte Kant als Rektor der Universität die offizielle Ansprache halten. (Nach den mancherlei Entwürfen zu schließen, ist es ihm schwer genug geworden.) Der Monarch erwiderte, wie die Biographen berichten, in huldvollster Weise, indem er zugleich der hohen wissenschaftlichen Bedeutung des Vortredners gedachte. Graf Herzberg, der für Kant sehr eingenommene Leiter des ostpreussischen Etat-Ministeriums — einer dem Oberpräsidium entsprechenden Behörde —, mußte dann 1789 seinem Schützling eine außerordentliche, persönliche Gehaltszulage zu verschaffen, die, wie Schubert hervorhebt, während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts ohne Beispiel war. Die Kabinettsordre ist wiederum so charakteristisch, daß ich den Raum dafür wohl noch in Anspruch nehmen darf. Ich theile sie nach der Biographie Schuberts mit. „Das Uns die Aufnahme und Verbesserung Unserer Universitäten sehr am Herzen liegt: so verdienen die Männer, welche mit ausgezeichnetem Eifer dazu beitragen, auch unsere vorzügliche Aufmerksamkeit und Achtung. Schon lange haben Wir den Fleiß und die Uneigennützigkeit des so geschickten und rechtschaffenen Mannes, des Professoris Philosophiae Kant, der, ohne irgend eine Zulage von Verbesserung zu verlangen, mit unerwähntem Eifer zum Besten der dortigen Universität arbeitet, mit wahrer Zufriedenheit bemerkt; und in dem von Euch unterm Neunten vorigen Monats eingesandten Veltionen-Verzeichniß, nach welchem der etc. Kant die Logik publico ankündigt, ist uns der abermalige Beweis seines Eifers und seiner patriotischen Bemühungen keineswegs entgangen. Wir haben daher dem Professor Kant zum Zeichen Unserer vollkommenen Zufriedenheit aus dem Fonds Unseres Ober-Schulkollegiums eine jährliche Gehaltszulage von 220 Thalern zu akkordiren allergnädigst geruhet und befohlen Euch, dem Kant Solches bekannt zu machen . . . Berlin, den dritten März 1789. Auf Spezialbefehl. v. Wöllner.“ Der selbe Wöllner äußerte sich damals „mit großer Achtung“ über Kant, wie Professor Kiese-wetter im November 1789 seinem Freunde und ehemaligen Lehrer schrieb. Die späteren Ereignisse kennt man. Daß sich der große Denker selbst durch die reservatio mentalis in seinem Antwortschreiben an den König (1794) wie durch sein ganzes Verhalten in dieser Sache als Mensch nicht mit Ruhm bebedte, braucht kaum hervor-gehoben zu werden. Doch müssen wir auf solchen Fall mit Borowski das Wort Jesu anwenden: Wer unter Euch rein und ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf ihn.

„Prinz Adalbert, ein Sohn des Deutschen Kaisers, hat eine besondere Vor-liebe für englische und amerikanische Damen. An Bord des Dampfers ‚König Al-bert‘ soll er den Verkehr mit deutschen Passagieren gemieden und ausschließlich Eng-länder und Amerikaner ins Gespräch gezogen haben. Die hübschen deutschen Damen wurden ignorirt, die Amerikanerinnen mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt.“ Diese Notiz ist aus den Shanghai Times in die ganze amerikanische Presse übergegangen. Warum wird von der Berliner Wilhelmstraße aus nicht widersprochen?

Und da der Lloydampfer ‚König Albert‘ erwähnt wurde: warum berichten die Leute, die über die Reise des Kaisers täglich lange Notizen in die Presse bringen und uns sogar melden, über welchen Bibeltext Wilhelm der Zweite am vorigen Sonntag gepredigt hat, nicht auch, ob dieser Luxusdampfer für den Kaiser gechartert oder vom Norddeutschen Lloyd kostenlos zur Verfügung gestellt worden ist?

Gleich noch eine dritte Frage. Der Berliner Presse-Klub, lassen wir, hat zu leben aufgehört. Sind an die Erben der Pommernbank nun endlich die fünf- und zwanzigtausend Mark nebst Zinsen zurückgezahlt, die Herr Sudermann sich als Vorsitzender von den Herren Schulz und Romeid für den Klub leihen ließ? Wirklich, ohne neuen Tributzwang, vom Gelde der Klubmitglieder zurückgezahlt? U. U. m. g.

Als Seine Majestät von der Nothwendigkeit einer Operation überzeugt worden war, that er Etwas, das an die alten heroischen Zeiten erinnert. Er zog drei Männer, darunter zwei Aerzte, in sein Vertrauen und sagte zu ihnen: „Wenn die Operation einen schlimmen Ausgang nehmen sollte, so ist es mein Wunsch, meinem Volke geordnete Verhältnisse und gute Beziehungen zum Ausland zu hinterlassen und meinem Sohn und meiner Familie die Sorge um mich zu ersparen.“ Daß die Operation über Leben und Tod entschied, war ihm wohlbekannt. Trotzdem ließ er seine Angehörigen, selbst Ihre Majestät die Kaiserin, ganz ohne Kenntniß der Gefahr, der er entgegenging.“ Also sprach im ostpreussischen Provinziallandtag der Graf zu Eulenburg. Nun wissen wir, wies in den alten heroischen Zeiten zugeht. Wissen, daß es sich um die Entscheidung über Leben und Tod handelt, wenn ein Stimmlippopolypsen abgeknipst wird. Wukten allerdings schon recht lange, daß sich auf dem Doldienst kein anderes Geschlecht so gut versteht wie die Grafen zu Eulenburg.

Für den Kampf gegen die rebellischen Hereros ist ein neuer Truppennachschub gefordert worden. War der Ausgang der Sache nicht früher zu übersehen? Nicht schon anfangs zu erkennen, welche Militärmacht zur Niederwerfung des Aufstandes nöthig sein würde? Da Wochen vergehen, bis die Truppen den Kriegsschauplatz betreten können, zieht der Kampf sich immer mehr in die Länge; ein schnell entscheidender Schlag wäre für das deutsche Prestige nützlicher gewesen. Daß in der Verwaltung Südwestafrikas betrübende Fehler gemacht worden sind, die der Deutsche jetzt theuer bezahlen muß, ist heute schon klar. Fast aber sieht es auch aus, als sei die Strafexpedition nicht mit der Sorgfalt und Umsicht vorbereitet worden, an die wir in Angelegenheiten nationaler Nothwehr gewöhnt waren. Nicht einmal mit der prompten Geschwindigkeit, die für Walesund erreicht werden konnte. In Afrika ist die Lebensarbeit vieler deutschen Menschen vernichtet, sind deutsche Männer, Frauen und Kinder gemordet worden. Das sollte Regierende und Regirte im Deutschen Reich eigentlich interessieren. Wirthschaftlich leisten die Offiziellen drüben nicht viel. Wenn wir nicht einmal mehr die militärischen Aufgaben der Kolonialpolitik bewältigen können, wäre es besser, das Bischen Afrika bald unter den Hammer zu bringen.

Im vorigen Heft sprach ich über den Fall Krenberg. Ein Psychiater aus Arapelins Schule schreibt mir darüber: „Daß Sie für eine Milderung oder wenigstens modernere Auffassung des § 51 StGB eintreten, freut mich sehr. Auch die Differentialdiagnose, die Sie als Vale gestellt haben, halte ich für richtig; es scheint sich wirklich um einen Verblüdnungsprozeß auf entarteter Grundlage zu handeln. Und es ist klar, daß der Prinz längst antisozial und unfähig zu jeder verantwortlichen Stellung war... Unberechtigt, aber nicht, ich, Ihr Vorwurf, daß man, ja, ja. Der Irrenarzt konsultirt habe. Aus unserer Praxis könnte ich viele Fälle nennen, in denen Menschen von zweifelloser sozialer Lebensfähigkeit noch schlimmere, dem Ge-

hunden widrigere Neigungen hatten als Prinz Prosper. Die Frage, ob solche Neigungen zu antisozialen Handlungen führen werden, ist sehr schwer zu beantworten; leicht wird die Entscheidung erst, wenn ein Verbrechen begangen ist und der Gerichtsarzt das Wort hat. Wir Psychiater wünschen auch durchaus nicht, daß noch mehr Kranke mit verbrecherischen Tendenzen in unseren Anstalten Aufnahme finden. Für solche Leute ist das moderne Irrenhaus der ungeeignetste Aufenthaltsort. Die dort übliche Art der Behandlung, die jeden Zwang zu meiden sucht, macht eine sichere Verwahrung unmöglich; und die Antisozialen, die den anderen Kranken meist geistig überlegen sind, werden rasch zu wahren Weibern der Anstalt. Wird jemals die psychiatrische Forderung anerkannt, daß der Staat die Aufgabe hat, alle hochgradig antisozialen Menschen unschädlich zu machen, und sieht man endlich die Zwecklosigkeit der heutigen Abschredung- und Vergeltungsjustiz ein, dann müssen die Antisozialen in Sonderanstalten untergebracht werden, die, wie ich vermute, sich nicht wesentlich von modernen Gefängnissen unterscheiden werden. In unserem Fall wird die Familie des Prinzen an seinen bisherigen Leistungen ja wohl genug haben und seine Entlassung aus der Anstalt selbst kaum wünschen; sonst könnten wir böse Dinge erleben. Denn an die günstige Prognose des hohen akademischen Senates glaube ich nicht. Scheinbar werden solche Fälle in der Anstalt ja gebessert. Die antisozialen Neigungen bleiben aber und pflegen sich nach der Entlassung mit doppelter Energie zu entladen.“ Die Ansicht dieses Sachverständigen weicht von meiner nicht weit ab. Auch er findet, daß man dem Prinzen keine Verantwortlichkeit aufbürden durfte. Inzwischen ist bekannt geworden, daß Prosper schon im Regiment Streiche verübt hat, die Vorgesetzten und Verwandte zur Konsultation eines Arztes drängen mußten . . . In der Presse ist gefragt worden, warum der Prinz gerade in die Privatanstalt Achweiler gebracht worden sei. Die Antwort ist einfach. Weil da schon ein Prinz Grox interniert ist, der arme Prosper also wenigstens standesgemäße Verkehrsmöglichkeit findet.

Herr Rohn ist von Pius dem Zehnten gezwungen worden, von dem fürstbischöflichen Stuhl herunterzuklettern, auf dem er schon lange nicht mehr recht fest saß. Tausend üble Klären gingen seit Jahren über sein Walten um. Der Sohn kleiner jüdischer Händler sollte ein Weizhals und Teufelskinder sein und die Achtung verachtet haben, die seinem hohen Hirtenamt gebührt. Die schwerste Beschuldigung konnte er widerlegen, war in Olmütz aber unmöglich geworden. Rom und Wien einer Meinung, daß es so nicht weiter gehe. Vor zwölf Jahren, als Herr Rohn zum Fürstbischöf ernannt wurde, regte sich Furcht und Hoffnung. Die Antisemiten höhnten, selbst der Papst könne ohne Juden nicht mehr auskommen; und vergaßen, daß Rom das Prinzip der Nationalität niemals anerkannt hat und daß dem Papst jeder katholisch Getraufte gehört, mag er nun in den Listen dieses oder jenes Staates geführt werden. Die Philosemiten — die feig kuscheln, wenn ihr Billow im Reichstag wehrlose russische Judenjünglinge bespöttelt — kamen aus dem Ghettohäusern. Im Berliner Tageblatt wurde ganz ernsthaft, im Valterstil, vom „ausermählten Volke“ gesprochen; im Börsencourier daran erinnert, daß Rohn auf Deutsch Priester heißt, ein für einen Kirchenfürsten passenderer Name also nicht zu erdenken wäre, und hinzugefügt: „Von der Person und der persönlichen Würdigkeit des Fürstbischöfs Dr. Rohn wissen wir absolut nichts; seine Abstammung läßt, wofür er nicht aus der Art geschlagen ist, vermuten, daß noch

wenige würdigere Männer einen bischöflichen Stuhl bestiegen haben.“ Er muß wohl aus der Art geschlagen sein. Gerade die Presse, die den Rassenantisemitismus als abscheulichen Überwitz verdammt, mußte damals sagen: Herr Kohn ist ein Christ und wir haben mit ihm nichts zu schaffen. Innig aber wurde für Israel der Mann reklamirt, der, als er mit dem Demantkreuz geschmückt ward, geschworen hatte, Pöretiker, Schismatiker und alle Feinde seines Herrn, des Papstes, nach Kräften zu verfolgen und zu bekämpfen. Kein Wunder, daß Kohns Sturz jezt als die Niederlage eines semitischen Strebers dargestellt wird. Der Parvenu hat Rom und Judaea enttäuscht. Das Experiment wird so bald nicht wiederholt werden.

Graf Bernhard von Bülow versteht die Welt nicht mehr. Er war verwöhnt. Was er that, war gut; was er nicht that, durfte kein Kluger thun. Seine Sonne schien nicht weichen zu wollen. Und nun wird er plötzlich befehdt; heftig angegriffen, weil er einen oft ausgesprochenen Wunsch des Reichstages erfüllt hat. Der Kanzler hatte im Reichstag versprochen, im Bundesrath für die Aufhebung des Paragraphen zu wirken, den die Mehrheit aus dem Jesuitengesetz gestrichen sehen wollte, und er hat dieses Versprechen nun eingelöst. Der Bundesrath hat zugestimmt und ausländische Jesuiten können künftig nicht aus dem Bundesgebiet gewiesen, inländische nicht aus „bestimmten Orten und Bezirken“ vertrieben und in andere abgeschoben werden. Das ist sicher kein Unglück; auch ohne diesen Paragraphen kann das Reich bestehen, kann Luthers Werk fortwirken, wenn es die Kraft zu weiterem Wirken in sich trägt. Der Kampf ist aus und die Rüstung von Roß so zerstreut, daß sie in die Rumpelkammer gehört. Als Bismarck das Jesuitengesetz durchsetzte, klang in ihm noch die Stimmung nach, die er später in dem Sägen schilderte: „Daß am französischen Kaiserhof die römisch-politischen, die jesuitischen Einflüsse, die dort berechtigter oder unberechtigter Weise thätig waren, den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben, einen Entschluß, der dem Kaiser Napoleon sehr schwer wurde und der ihn fast überwältigte, daß eine halbe Stunde der Friede dort fest beschlossen war und dieser Beschluß umgeworfen wurde durch Einflüsse, deren Zusammenhang mit den jesuitischen Prinzipien nachgewiesen ist: über das Alles bin ich vollständig in der Lage, Zeugniß ablegen zu können. Denn Sie können mir wohl glauben, daß ich diese Sache nachgerade nicht bloß aus aufgefundenen Papieren, sondern auch aus Mittheilungen, die ich aus den betreffenden Kreisen selbst habe, sehr genau weiß“. Lang ist's her. Wegen die Verscharrung des Kriegsparagraphen ist also eigentlich nichts zu sagen. Und doch steht das Volk auf und ein Stürmen bricht los. Und doch breiten sich ehrenwerthe Bundesregierungen, öffentlich zu erklären, sie hätten gegen die Aufhebung gestimmt; ein so neues wie wundervolles Beispiel bundesrätthlicher Disziplin. In der Politik kommt es eben nicht nur darauf an, was geschieht, sondern beinahe mehr noch darauf, wann und von wem es ausgeführt wird. Graf Bernhard von Bülow, der seine Welt nicht mehr versteht, wird an dieser Jesuitengeschichte vielleicht noch manchen Kerger erleben. Im römischen Reich deutscher Nation — so darf man heute getrost wieder nennen — ist der Gespensterglaube sehr stark. Und schlechte Minister hat oft ihre vernünftigste Handlung ins Verderben gestürzt. Caprivi fiel, weil er die eulenburgische Familienpolitik aus warmem Dunkel ans Licht gezerrt hatte. Hohenlohe mußte gehen, weil er die Kreuzfahrt Waldersee nicht ernst genug nahm und dem Kaiser rieth, beim Saalburgfest nicht die Tracht eines römischen Imperators anzulegen. Wir wollen beten, daß uns Sankt Bernhard noch recht lange erhalten bleibe.